Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau

Band: 156 (2018)

Artikel: Konfessioneller Krieg und literarischer Dialog : die "Thurgauer Gespräche" zum Ersten Villmergerkrieg 1655/1656

Autor: Niederhäuser, Hans Peter

Kapitel: 3: Die Sprache der "Thurgauer Gespräche"

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-813648

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

3 Die Sprache der «Thurgauer Gespräche»

Archäologische Fundgegenstände werden standardmässig auf ihr Alter untersucht, sei es mit Hilfe der C14-Methode oder mit der Dendrochronologie, welche sich bei der Beobachtung von Jahrringmustern die Wetterabhängigkeit des Pflanzenwachstums zunutze macht. Vergleichbar mit diesen Methoden ist bei literarischen Fundgegenständen die Sprachanalyse. Gerade bei Texten mit dialektalen Merkmalen ist es natürlich das Ziel einer solchen Analyse, eine sprachgeografische Zuordnung machen zu können, die in unserem Fall nicht mit dem Fundort des Gegenstandes identisch sein muss.

In einer Annäherung werden das methodische Vorgehen und dessen Grundproblematik veranschaulicht. Zudem werden schriftsprachliche Referenzwerte herangezogen: die Zürcher Bibel als geeignetes diachrones Instrument, die hochdeutsche Adaption des ersten Kunkelstuben-Gesprächs als synchrone Referenz. Die Untersuchung der einzelnen Gespräche folgt dann nicht einer chronologischen Abfolge, sondern einer inneren Logik, die eher dem Schälen einer Zwiebel gleicht.

3.1 Annäherungen

3.1.1 Grundproblematik

Die sprachgeschichtlichen und sprachgeografischen Untersuchungen haben in dieser Arbeit einen enggesteckten funktionalen Rahmen. Sie haben nicht zum Ziel, ausführliche Analysen zuhanden der Sprachgeschichte und der Dialektologie zu generieren. Vielmehr geht es darum, die Texte in ihrer sprachlichen Gestalt soweit zu bestimmen und geografisch einzuordnen, dass die Funktion des Mundartgebrauchs im medialen Kontext beschrieben werden kann.[1]

Die Mitte des 17. Jahrhunderts, in der die Dialoge, mit denen wir uns beschäftigen, zeitlich angesiedelt sind, bildet einen markanten Einschnitt im Verhältnis von Mundart und Schriftsprache. In seiner «Lesergeschichte in Deutschland»[2] weist Rolf Engelsing nach, dass infolge der «Übermacht des Dialekts im bürgerlichen Leben»[3] erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts das von der sächsischen Kanzleisprache und der Lutherbibel geprägte Hochdeutsche sich als einheitliche deutsche Schriftsprache durchsetzte. Er schildert diesen Prozess am Beispiel von Bremen, wo bis in diese Zeit hinein schon dem Verstehen des Hochdeutschen noch deutliche Grenzen gesetzt waren. Auch die schweizerische Kanzlei- und Literatursprache war weitgehend von den Besonderheiten der alt- und mittelhochdeutschen Zeit[4] oder von eigenständigen Neuerungen[5] geprägt. Erst in frühneuhochdeutscher Zeit vollzog sich in der Schriftsprache der Schweiz der Übernahmeprozess von Neuerungen, die sich bis heute vom Schweizerdeutschen absetzen.[6] Walter Haas fasst den Zeitpunkt dieser Wende noch präziser: «Spätestens nach dem Ende

1 Wenn es Hans Trümpys Anliegen war, «die schweizerische Mundartliteratur [...] in ihre literarhistorischen Zusammenhänge zu stellen», so weist er damit den sprachlichen Analysen den Status der Hilfswissenschaft zu, auf den sie auch hier begrenzt werden müssen (Trümpy 1955, S. 158).

2 Engelsing 1974.

3 Engelsing 1974, S. 37.

4 «Z. B. hochdt. Lautverschiebung von k zu ch, oberdt. Apokope des –e im Auslaut, i-Haltigkeit von Endsilben, aleman. *gân, gôn* = gehen» (Sonderegger, Deutsch. Frühneuhochdeutsch und älteres Neuhochdeutsch in der Schweiz, in: e-HLS, Version vom 12.02.2015).

5 «Z. B. oberdt. Präteritalschwund mit Eintreten des Perfekts als allg. Vergangenheitsform ab dem 16. Jh.» (Sonderegger, Deutsch. Frühneuhochdeutsch und älteres Neuhochdeutsch in der Schweiz, in: e-HLS, Version vom 12.02. 2015).

6 «[...] insbesondere Diphthongierung von langem i und u sowie ü zu ei/ai, au, eu/äu; Monophthongierung von ie, uo, üe zu langem i [in der Regel ie geschrieben] und u sowie ü» (Sonderegger, Deutsch. Frühneuhochdeutsch und älteres Neuhochdeutsch in der Schweiz, in: e-HLS, Version vom 12.02.2015).

des Dreissigjährigen Krieges gaben alle deutschen Landschaften die frühere ‹Autonomie› ihrer Schriftsprachen endgültig auf.»[7] Erst von diesem Zeitpunkt an wurden die dialektalen Ausprägungen des Deutschen also frei für eine bewusste Verwendung der Mundart in der Literatur. Dass sich gerade die literarische Form des Dialogs dieser neuen Möglichkeit annahm, wundert nicht, denn darin kommt seine doppelte Medialität zum Ausdruck: Einesteils sind die in dieser Zeit entstandenen Dialoge meist dem Medium der Flugschriften zuzuordnen, andernteils sind sie aber für die Lesenden nur glaubwürdig, wenn sie in ihrer sprachlichen Form möglichst nah an wirklich gesprochener Sprache angesiedelt sind. Sie sind also sowohl schriftliches Medium als auch Medium von – wenn auch fiktiver – Sprechsprache.[8] Schon seit der Reformationszeit sind die Protagonisten in den Dialogen häufig einfache Menschen. In den «Thurgauer Gesprächen» spielt dieser soziale Aspekt ebenfalls eine zentrale Rolle. Wenn ein Bauer oder ein Wirt Träger der Botschaft ist, also eine mediale Funktion bekommt, hängt die Glaubwürdigkeit eines solchen Textes unter anderem auch von der Nähe zur tatsächlichen Sprechsprache eben dieser Gesellschaftsschicht ab, womit eine Mundartverwendung naheliegt.

Eine solche mehrfache Medialität führt uns auch gleich zum Grundproblem, dem wir uns bei einer sprachlichen Annäherung an die mundartlich geprägten Dialoge zu stellen haben: Wir haben es mit einer Verschriftung von stilisierter gesprochener Sprache zu tun. Da das Schreiben von Mundarten in der Regel nicht normiert ist, ist es bis heute schwierig, von schriftlich vorliegenden Quellen eindeutig auf die Lautgestalt zu schliessen. Schon Trümpy weist auf das Problem hin, «zu entscheiden, bis zu welchem Grad das Schriftbild die gesprochene Sprache wiedergibt».[9] Hinzu kommt, dass die diesbezüglichen Gepflogenheiten sowohl der Autoren als auch der Drucker im 17. Jahrhundert alles andere als einheitlich waren: «Konsequenz dürfen wir in jener Epoche von keinem einzigen Verfasser erwarten.»[10] Titus Tobler, der 1869 in seinen «Dialektproben» zum ersten Mal Teile der «Thurgauer Gespräche» veröffentlichte, nennt diesen Befund eine «etwas barbarische schreiberei».[11] Wie durch minutiöse Untersuchungen dennoch einigermassen verlässliche Aussagen über die gesprochene Sprache und die geografische Zuordnung gemacht werden können, zeigt Walter Haas in seiner Analyse des 1676 erschienenen *Züri Heire*,[12] auf die noch zurückzukommen sein wird.

Was in einzelnen Fällen möglich ist, erweist sich doch im Ganzen als schwieriges Unterfangen. Die Mundartgeschichte ist noch nicht geschrieben; zu oft werden Untersuchungen des 20. Jahrhunderts mehr oder weniger unbesehen in die Vergangenheit zurückprojiziert, und immer wieder müssen Annahmen über die lautliche Umsetzung von verschrifteter Sprache getroffen werden, um mundartliche Entwicklungen zu beschreiben oder sie für geografische Verortungen von Mundarttexten zu Rate zu ziehen. Von den folgenden Untersuchungen sind dort verlässliche Aussagen zu erwarten, wo sie sich im engen Rahmen einer synchronen Varietätenlinguistik bewegen. Dennoch muss dieses sichere Terrain manchmal verlassen werden.

---

7 Haas 2004, S. 147. Waren vorher sprachliche Regionalismen in der Schriftsprache selbstverständlich, bezeichnet Haas sie nach dem Dreissigjährigen Krieg als «unvermeidliche Relikte auf dem Weg zur Konvergenz» (Haas 2003, S. 1).

8 Dass auch schriftliche Mundarttexte keinesfalls mit gesprochener Sprache gleichgesetzt werden dürfen (vgl. Rupp 1965), braucht nicht mehr speziell betont zu werden, auch wenn es alle sprachhistorische Mundartforschung grundsätzlich relativiert.

9 Trümpy 1955, S. 158.

10 Trümpy 1955, S. 159.

11 Tobler 1869, S. 9.

12 Haas 2004.

3.1.2 «Jockle» und «Barthel»

Die Namen der beiden Protagonisten in vier der «Thurgauer Gespräche» sollen in eine erste Auseinandersetzung mit der Mundartproblematik unserer Texte hineinführen. Wir stehen mit diesen Dialogen einerseits ganz am Anfang einer Mundart-Verschriftlichung in der Schweiz. Andererseits hat sich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts im südalemannischen Sprachraum noch keine vollständig von mundartlicher Prägung abgekoppelte Schreibsprache entwickelt, wie dies im mitteldeutschen Raum unter dem Einfluss der Kanzleisprachen und seit der Reformation durch das von Luthers Schriften geprägte Gemeindeutsch viel stärker der Fall war. Das zeigt sich beispielsweise daran, dass der Ausbreitung der Zürcher Bibelübersetzung eben durch diese sprachliche Besonderheit engere Grenzen gezogen waren.

Bei *Jockle* haben wir es mit einer Kurz- bzw. Koseform des Namens «Jakob» zu tun, bei *Barthel* mit einem Vornamen, der sich von «Bartholomäus» ableitet. Auffallend ist die unterschiedliche Endungsform der beiden Namen in den Kunkelstuben-Gesprächen, die dann in den Bechtelistag-Gesprächen zu *Jockle* und *Barthle* vereinheitlicht wird. Der Name «Bartli» ist praktisch für die ganze deutsche Schweiz gut bezeugt und taucht bereits im 16. Jahrhundert auf, die Form «Bartel» für die Fünf Orte und für Bern, Solothurn und Zürich.[13] Die Kurzform für Jakob erscheint als «Joggel», «Joggi», «Joggli» und «Joggeli». Die verschiedenen Formen dienen etwa zur Unterscheidung der Träger des so häufigen Namens innerhalb der selben Familie.[14]

Aussergewöhnlich nach diesem Befund ist also in den «Thurgauer Gesprächen» die Schreibweise von *Jockle*. Wir müssen annehmen, dass es sich hierbei nicht um eine phonetische Verschriftlichung des Namens handelt, oder anders ausgedrückt: Was hier graphemisch als *Jockle* erscheint, muss als [jokli] ausgesprochen worden sein. Dass der Name mit einem Schwa [ə] als Schlussvokal gesprochen wurde, ist für den hochalemannischen Sprachraum undenkbar.[15] So können wir auch davon ausgehen, dass die Bechtelistag-Gespräche mit dem Wechsel von *Barthel* zu *Barthle* die häufigere Form des Namens gewählt und die Aussprache [bartli] intendiert haben.[16] Ein schöner Beleg für diese Leseweise findet sich im Fragment einer Abschrift des zweiten Bechtelistag-Gesprächs,[17] in dem die Namen phonetisch wiedergegeben wurden, und zwar als *Jokhli* und *Barthli*. Die hochdeutsche Adaption des ersten Kunkelstuben-Gesprächs[18] ändert *Jockle* in *Jäkel*, was auch bei Grimm als Koseform von Jakob nachgewiesen ist,[19] und gleicht den Namen damit *Barthel* an. Auch das ist folgerichtig und weist darauf hin, dass die Form *Jockle* mundartlich interpretiert und ausgesprochen werden muss. Ebenso folgerichtig spricht der Protagonist *Baschi* im schriftsprachlichen Baschi-Uli-Gespräch vom *gespräch zwüschend Jockel vnd Barthel*.[20] Auch von diesem Schreiber ist also *Jockle* als mundartliche Form erkannt und entsprechend abgeändert worden.

Damit stossen wir auf ein grundlegendes Problem der Verschriftlichung der Mundart. Sie funktioniert, wenn vor ihr schon eine Schriftsprache im Gebrauch ist, niemals so, dass sie sich nur am Idiom und seiner Aussprache ausrichten würde, also rein

13 SI IV.1625.

14 SI III.25 f.

15 Bis heute werden Nachnamen mit der -le-Endung in der Schweiz mit [i] oder allenfalls mit einem geschlossenen [e], das gegen das [i] tendiert, ausgesprochen; z. B. «Schifferle» [ʃɪfərli].

16 Eine Parallele dazu findet sich im Klosterarchiv Wettingen 1653, also praktisch zur gleichen Zeit: «Hanseli Meyer, genannt Bartle», wobei hier allerdings mit [bartli] ein Mann mit einem ungewöhnlich grossen Bart gemeint ist (SI IV.1616).

17 TG4 a.

18 TG1 D.

19 Grimm 10.2202.

20 TG5 Z. 13 f.

phonetisch. Das natürlich auch, aber daneben und nicht minder stark orientiert sie sich an eben diesem bereits vorhandenen Schriftgebrauch. Das zeigt sich in gleicher Weise an der heutigen Mundartliteratur und nicht zuletzt am intensiven verschrifteten Gebrauch der Mundarten in den modernen Kommunikationsmitteln. Wie mundarttypisch diese Verschriftung von unterschiedlichen Dialekten und Soziolekten der gesprochenen Sprache auch aussehen mag, sie wird auf keinen Fall den andern Pol, an dem sie festgemacht ist, leugnen können: die hochdeutsche Schriftsprache. Walter Haas macht beliebt, in diesem Fall den Begriff der Heterozentrierung von Utz Maas zu übernehmen.[21] Maas selbst führt den Begriff auf das entwicklungspsychologische Konzept der Zentrierung von Wahrnehmung bzw. Handlungsorientierung nach Piaget zurück und benutzt ihn als Gegenbegriff zur Autozentrierung. Er wendet ihn auf die Situation im Spätmittelalter an, wo in Verhandlungs- oder Gerichtssituationen die an der lateinischen Schrifttradition gebildeten professionellen Schreiber das mündlich Verhandelte so festhalten mussten, dass es den Vertragspartnern vorgelesen und von diesen authentifiziert werden konnte.[22] Diese Verschriftlichung von Gesprochenem orientierte sich deshalb zwangsläufig am Verhältnis von Graphemik und Lautung des Lateinischen, obwohl es sich beim Geschriebenen um die deutsche Sprache handelte. So macht es also durchaus Sinn, auch bei der Verschriftung von Mundart von Heterozentrierung zu sprechen bzw. bei einem Text den jeweiligen Grad der Heterozentrierung auszuloten.

In seiner Untersuchung des *Züri Heire*, der zwanzig Jahre nach den «Thurgauer Gesprächen» erschienen ist und schon eine viel eindeutigere Mundartlichkeit aufweist, kann Walter Haas aufzeigen, dass auch hier der Name *Heire* mit Schluss-i auszusprechen ist. Er findet in diesem Text eine komplexe, aber konsistente Verschriftlichung von auslautendem [ə] und [i].[23] Eine solche Regularität ist bei den Kunkelstuben-Gesprächen noch nicht auszumachen. Zu unterschiedlich und unregelmässig sind die Schreibweisen von identischen Lauten. Das lässt sich mit dem auslautenden [i] schon auf der ersten Textseite des ersten Kunkelstuben-Gesprächs illustrieren: In *Vertrüly, Nochberly, trüly, kly, by* und *gly*, wird der Laut mit *–y* wiedergegeben, in Wörtern wie *fryli* und *Bätti* mit *–i*. Daneben findet man ihn als *–ie*[24] in *sie* und *gräulie*. Die Irregularität wird besonders deutlich bei *di zyt* und *wie so still* bzw. *wanns di nüt sumpt* und *Grüß dy Gott*. Das eine Mal wird der Diphthong [i͡ə], das andere Mal der Laut [i] unterschiedlich verschriftet, letzterer sogar beim gleichen Wort. Neben diesen Schreibweisen gibt es dann zahlreiche Beispiele, in denen genau so wie bei *Jockle* das Schluss-e als [i]-Laut interpretiert werden muss: *grüsele lang*[25], *mine Gäst*[26], *ein klyne wyl*[27], *nöwe seltzame Visen*[28], *etliche Hußhaltung*[29] sowie bei allen Diminutiven wie *sMüßle*[30], *ein Trünckle*[31] oder *Lüthle*[32]. Diese grosse Variabilität ist beim ersten Kunkelstuben-Gespräch auf eine mehrfache Heterozentrierung zurückzuführen: Es handelt sich hier nicht einfach darum, dass mündliche Sprache verschriftlicht worden wäre und sich diese Verschriftlichung an der Schriftsprache orientieren würde. Vielmehr ist es so, dass ausgehend von einer bereits durch das Hochalemannische geprägten Schriftsprache, wie sie in der Eidgenossenschaft im Gebrauch war, eine schriftliche Annäherung an die Mundart versucht wurde.

---

21 Haas 2004, S. 149.
22 Maas 1985, S. 61.
23 Haas 2004, S. 152.
24 *ie* wird sonst für den Diphthong [i͡ə] gebraucht: Beispiel TG1 Z. 26 *wie*.
25 TG1 Z. 5.
26 TG1 Z. 14.
27 TG1 Z. 8.
28 TG1 Z. 14 f.
29 TG1 Z. 33.
30 TG1 Z. 14.
31 TG1 Z. 28.
32 TG1 Z. 35.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Baschi im handschriftlich überlieferten Baschi-Uli-Gespräch[33] die Sprache des ersten Kunkelstuben-Gesprächs als *in ein halb-hochteütsches, halb-lutzernerisches model gegoßen*[34] charakterisiert. Fragt man sich, woran Baschi das Hochdeutsche erkannt haben will, so sind es entsprechend dieser mehrfachen Heterozentrierung mindestens zwei Aspekte: Zum einen handelt es sich um Wörter und Formen, bei denen ganz einfach die Annäherung an die Mundart nicht gelungen ist. So beispielsweise bei *etwas, geben*[35], *wollen, ein*. Zum andern aber sind es ans Hochdeutsche angeglichene Schreibungen, die vom Leser mundartlich umgesetzt werden müssen. Am auffallendsten ist diesbezüglich das Schluss-*n*, das fast immer gesetzt, bei der mundartlichen Lesung aber bestimmt weggelassen werden muss, so etwa bei *grillen, von, durgangen, inschencken, Wyn, syn*.

Ausgehend von den Überlegungen zur Schreibung der Namen der Protagonisten in den Kunkelstuben- und Bechtelistag-Gesprächen konnte gezeigt werden, mit welchen Schwierigkeiten man hier ganz am Anfang der Mundartschreibung zu kämpfen hatte. Es gilt, was Haas auch für den späteren *Züri Heire* feststellt: «[...] der Schreiber oder (wahrscheinlicher?) Drucker musste sich sein System erst noch ‹gegen die Schriftsprache› aufbauen»[36].

3.1.3 Schriftsprachliche Referenzwerte

Bevor wir uns der Sprachgestalt der einzelnen «Thurgauer Gespräche» zuwenden, ist es nach den bisherigen Überlegungen bestimmt sinnvoll, schriftsprachliche Referenzwerte heranzuziehen. Als solche eignen sich einerseits die Zürcher Bibelübersetzungen, da sie eine diachrone Betrachtungsweise zulassen. Andererseits haben wir mit der hochdeutschen Adaption des ersten Thurgauer Gesprächs eine synchrone Vergleichsmöglichkeit.

Die Zürcher Bibel

«Die dt. Bibelübersetzung stellt quantitativ eine der bedeutendsten Sprachquellen im geschichtlichen Kontinuum der dt. Sprache seit zwölfhundert Jahren dar, insbesondere für die Geschichte der Lexik, der Syntax und des Verhältnisses verschiedener Sprachformen des Dt. wie mundartlich bestimmte Schreibsprachen/Landschafts- oder Regionalsprachen/überregionale Ausgleichssprache und nhd. Schriftsprache.»[37] Unter dem von Stefan Sonderegger in seiner Darstellung der «Geschichte deutschsprachiger Bibelübersetzungen in Grundzügen» hervorgehobenen Aspekt der Bibelübersetzungen als wichtigen Sprachquellen kann gerade für die Untersuchung der Mundartlichkeit der «Thurgauer Gespräche» die Zürcher Bibelübersetzung als Referenzwert schweizerischer Schreibsprache genutzt werden.

In seinem historischen Längsschnitt der Zürcher Bibel weist Hans Rudolf Lavater darauf hin, dass es sich hier um ein lückenloses Quellenwerk «schweizerdeutscher Sprachentwicklung» handle.[38] Das liegt insbesondere daran, dass Zwingli und seine Mitarbeiter

33 TG5.

34 TG5 Z. 30 f.

35 An einer Stelle findet sich die mundartliche Form *gän* (TG1 Z. 70).

36 Haas 2004, S. 149. Völlig anders zeigt sich die Situation dann mehr als 100 Jahre später im 1788 veröffentlichten «Gespräch über den Türkenkrieg». Hier hat sich die Mundartschreibung deutlich weiter emanzipiert. Walter Haas weist darauf hin, dass gerade durch die neuhochdeutsche Parallelübersetzung eine Mundarttreue ermöglicht werde, «die im Gegensatz zu vergleichbaren zeitgenössischen Texten nicht durch verfälschende Zugeständnisse an die Lesbarkeit geschmälert werden muss» (Haas 1974, S. 132). Demzufolge fällt dann auch eine Lokalisierung dieses Textes in der Umgebung von Luzern recht leicht (a. a. O., S. 133–135).

37 Sonderegger 19982, S. 233.

38 Lavater 1997, S. 199.

und Nachfolger in ihrem Werk auf «vertikale (regionale/soziale) Kommunikation»[39] gesetzt haben – ganz anders als Luther, der überregionale Verständlichkeit suchte. Dieses Vorgehen der Zürcher hat in erster Linie mit dem Wortschatz zu tun. Im Neuen Testament von 1524[40] wurden eine grosse Zahl von Lutherwörtern durch in der Eidgenossenschaft gebräuchliche Ausdrücke ersetzt. «Zu diesem Zeitpunkt war die ‹Alemannisierung› eine Notwendigkeit, um das Verstehen zu sichern, denn ein gemeinsamer schriftsprachlicher Wortschatz bildete sich erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts heraus.»[41] Aber auch was den schweizerdeutschen Lautstand anbelangt, geht das Zürcher Neue Testament von 1524 am weitesten.[42] Allerdings zeigen dann die folgenden Ausgaben wie etwa die Foliobibel von 1531, dass ein «irreversibler Anpassungsautomatismus in Richtung des Neuhochdeutschen einsetzte».[43] Die weitere sprachliche Entwicklung der Zürcher Bibel beschreibt Lavater folgendermassen: «Sprachliche Fortschritte in Richtung des Neuhochdeutschen erzielt die Foliobibel von 1560 in der Orthographie, namentlich aber die Foliobibel von 1589 durch vermehrten Verzicht auf das Erzählperfekt, durch konsequente Diphthongierung und durch Tilgung des Schluss-d in den Verbformen der 1. und 3. Person Plural.»[44] Johann Jacob Breitinger (1575–1645) orientierte sich in seiner Revision des Neuen Testaments von 1629 an der Schweizer Kanzleisprache. Zwar betont er in seiner Vorrede noch, *dasz disz Neüwe Testament vnserem volck widerumb in die hand gegeben wurde in seiner Eydgnösischen/anerbornen muoterspraach*[45], doch ist – wie Ermatinger betont – die Nähe zum schweizerischen Idiom «Vorsatz und Wunsch geblieben».[46]

Als 1660 eine Revision der Zürcher Bibel geplant wurde, versuchte Zürich, die Berner für eine Beteiligung zu gewinnen. Die Ablehnung Berns enthält den interessanten Hinweis, dass bei einem solchen Unternehmen die Zürcher «die Terminos ändern sollten, die bei ihnen zwar bräuchlich, bei uns aber unbräuchlich und unbekannt»[47] seien. Bern führte die Piscatorbibel[48] ein, während Zürich 1665/67 dann nach dreijähriger Arbeit eines Übersetzerkollektivs eine vollständig revidierte Zürcher Bibel herausgab. Der sich an Opitz orientierende Dichter Johann Wilhelm Simler[49] war für die deutsche «Stilisirung und Ortographirung»[50] zuständig. Damit war der Anschluss an

39 Lavater 1997, S. 200.

40 1524 erscheinen bei Froschauer in Zürich drei Nachdrucke von Luthers Übersetzung. «Im Gegensatz zu den Basler Drucken, die Luthers Sprache genau wiedergeben, ersetzen sie in Vokalisation, Wortschatz und Grammatik den lutherischen Sprachgebrauch durch den zürcherischen, wie er in Zwinglis eigenen Schriften erscheint» (Ermatinger 1933, S. 249).

41 Besch 2003, S. 16.

42 Vgl. z. B. die Beibehaltung der Monophthonge: Rö. 12,20 *fhürige kolen vf sin houpt samlen* (Zürcher Neues Testament 1524).

43 Lavater 1997, S. 204.

44 Lavater 1997, S. 207.

45 ZÜRCHER 1629, S. 4.

46 Ermatinger 1933, S. 251.

47 Zitiert in: Mezger 1876, S. 285.

48 Piscator, Johannes (eigentl. Fischer, 1546–1625): reformierter Theologe an der Akademie von Herborn. Seine z. T. neu übersetzte Bibel basierte auf der Luther-Bibel (Sonderegger 1998, S. 269).

49 Simler, Johann Wilhelm (1605–1672): Theologe, Pfarrer in Uitikon und Herrliberg; seit 1638 Lehrer und Inspektor am Fraumünster-Collegium. 1648 erschienen von ihm «Teutsche Gedichte», eine Sammlung von Psalmdichtungen, christlichen Festtagsgesängen, Gelegenheitsgedichten und Sinngedichten, die mehrere Auflagen erlebte. Mit diesem Werk vollzog Simler den Anschluss an die Literaturreform von Martin Opitz (Schmid, Simmler Johann Wilhelm, in: e-HLS, Version vom 08.06.2011; Ermatinger 1933, S. 284).

50 Zitiert in Lavater 1997, S. 209. Vgl. «In der Zürcher Bibel von 1665–67 steht: ‹Den Stilum und die Orthographiam betreffend soll es, sofern es seyn kann, dergestalt eingerichtet werden, dass die Version sowohl in der Eidgenossenschaft als bei den Hochdeutschen verständlich sei.›» (Bächtold 1915, S. 11).

die deutsche Schriftsprache vollzogen[51] und «seit 1678 galt diese Edition an Zürichs Schulen als orthographische Norm»[52]. So kann also die Zeit um 1665 – ein Jahrzehnt nach dem Entstehen der «Thurgauer Gespräche» – als eine Wende in der Entwicklung der schweizerischen Schriftsprache betrachtet werden: Orientierte sie sich vorher an der regionalen Verständlichkeit und Vertrautheit und nahm sie damit viele Charakteristika der Mundart auf, tendierte sie nachher viel stärker in Richtung der deutschen Gemeinsprache.

Es stellt sich nun die Frage, inwiefern für die Zeit, in der die «Thurgauer Gespräche» entstanden sind, das Zürcher Neue Testament von 1629 in der Bearbeitung Johann Jacob Breitingers als Referenzwert für die in Zürich verwendete hochdeutsche Schriftsprache betrachtet werden kann. Zur Veranschaulichung seien zuerst zwei Ausschnitte aus Breitingers Vorrede wiedergegeben, und zwar die programmatischen Überlegungen unter der Randglosse *Landtliche spraach* und das Beispiel, in welchem er dem Leser den Nutzen von divergierenden Übersetzungen erklärt:

Vnd zum vordersten war mir nebend wolbestelter Correctur/beydes desz Texts vnd der Concordantzen/sonderlich angelegen/dasz disz Neüwe Testament vnserem volck widerumb in die hand gegeben wurde in seiner Eydgnösischen/anerbornen muoterspraach/da sonsten jetz etliche jahr har/so offt die Testament in einer oder anderen form bey vns auszgangen/vil auszländische vnd sölche wort nach vnnd nach eingemischt worden sind/davon vnsere leüt im läsen nit wenig verdrusz empfangen habend.[53]

Nur zum beyspil. Es schreibt dir ein guoter Freünd ausz Franckreych einen Frantzösischen brieff/welcher spraach du aber nit erfahren bist. Nun erbittest du einen der dir sömlichen brieff verteütsche/welches er auch thuot mit allen treüwen. Gleichwol bleibt dir der brieff an zwey drü orten noch zimlich dunckel. Wann du nun denselben brieff verdolmetschen lassest noch weiter auch von etlichen anderen/von vieren/von fünfen/von mehreren/da wird zwaren kein dolmetschung der anderen von wort zuo wort/von buochstaben zuo buochstaben durchausz gleich sein/jedoch gereicht grad eben dieselbig vngleichheit dir zuo einem behilff desto sicherer zuomercken desz Frantzösischen schreibens eigentlichen innhalt. Vnd ob gleich derselbig einige brieff hundert ja tausend mahl verteütschet wurde/von Schweytzeren/von Schwaben/von Saxen/von Niderländeren/so blibe doch der erste brieff/als die Hauptspraach vnd Original/für vnd für an jhm selbs gleich. Eben also ist die sach beschaffen mit der H. Schrifft vnd jhren manigfaltigen dolmetschungen. Vngleich sind die dolmetschungen/gleich ist vnd bleibt die H. Schrifft.[54]

Im ersten Abschnitt, in dem Breitinger sein muttersprachliches Anliegen formuliert, wird deutlich, dass er sich damit lediglich auf die Lexik bezieht. Er vermeidet Wörter, die der eidgenössischen Leserschaft unbekannt sein könnten. Doch ist es gerade nicht primär der Wortschatz, der einen Text als mundartlich auszeichnet, sondern der Lautstand.

Breitingers Vorrede erschien fünf Jahre nach Martin Opitz' «Buch von der Deutschen Poeterey», dessen 6. Kapitel «Von der zuebereitung vnd ziehr der worte» handelt: «Die ziehrligkeit erfordert das die worte reine vnd deutlich sein. Damit wir aber reine reden mögen/sollen wir vns befleissen deme welches wir Hochdeutsch nennen besten vermögens nach zue kommen/vnd nicht derer örter sprache/wo falsch geredet wird/in vnsere schrifften ver-

51 «Selbst die Zürcher Bibel hatte ab 1665 die Einheitssprache angenommen» (Löffler 2003, S. 13).
52 Lavater 1997, S. 209.
53 ZÜRCHER 1629, S. 4.
54 ZÜRCHER 1629, S. 13 f.

mischen.»[55] Der Vergleich mit Opitz zeigt schnell, dass sich Breitingers Text bezüglich des Lautstandes und der Orthografie durchaus auf der Höhe des schlesischen Theoretikers befindet. Die neuhochdeutsche Diphthongierung, die in dieser Zeit noch so etwas wie Signalcharakter hat, ist konsequent durchgeführt.[56] Das *e* in Vor- und Nachsilben ist fast überall gesetzt.[57] Der alte Diphthong etwa in *Muotersprach* oder *zuo* ist auch bei Opitz noch erlaubt und die Grossschreibung ist bei seinem Breslauer Drucker ebenfalls nicht weiter fortgeschritten als in der Zürcher Offizin Bodmer, welche das Neue Testament 1629 gedruckt hat. Bei den Verbformen verwendet Breitinger nur selten die vollen Endsilben,[58] wie sie Opitz noch fordert, ist hier also gewissermassen moderner. Dafür trifft man bei ihm die alten Pluralendungen auf *-end* an.[59] In der Wendung *an zwey drü orten* begegnen wir dem mundartlichen Neutrum des Wortes[60] mit den entsprechenden geschlechtsabhängigen Formen der Zahlen «zwei» und «drei»,[61] wie sie sich in den nördlichen Gebieten der Schweiz noch lange gehalten haben. Mit mundartlichen Ausdrücken geht Breitinger sparsam um. In unserem Abschnitt fällt einzig *har* als alemannisches Wort auf.[62] Zudem dürfte die Schreibweise von *läsen* durch die zürcherische Aussprache des Wortes beeinflusst sein. Insgesamt kann jedoch festgehalten werden, dass Breitingers Schriftdeutsch in der Angleichung an eine sich entwickelnde hochdeutsche Gemeinsprache weit fortgeschritten war und sich genau besehen von einer *Eydgnösischen/anerbornen muotersprach* deutlich entfernt hatte. Diese Auseinanderentwicklung von Mundart und Schriftsprache wird jedoch erst zehn Jahre nach Breitingers Tod so weit ins Bewusstsein gerückt sein, dass mit den Kunkelstuben-Gesprächen die ersten vollständigen literarischen Mundarttexte in der Eidgenossenschaft geschrieben werden können.

Die hochdeutsche Adaption des ersten Kunkelstuben-Gesprächs

Einen weiteren bedeutenden Referenzwert bietet eine hochdeutsche Adaption des ersten Kunkelstuben-Gesprächs,[63] welche der Luzerner Drucker David Hautt mit seiner Niederlassung in Wien lanciert haben könnte. Es war offensichtlich das Ziel dieser Adaption, das Gespräch im grösseren deutschen Sprachraum zu verbreiten. Die heute noch erhaltenen Exemplare der hochdeutschen Edition D in den Bibliotheken von Augsburg, Berlin, Wien, Dresden, Halle, Hannover, Jena, München, Weimar, Wien und Wolfenbüttel zeigen, dass der Versuch gelungen ist. Das ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass die Art der konfessionellen Auseinandersetzung, wie sie in der Eidgenossenschaft geführt wurde, auch in Deutschland mit offenem Interesse zur Kenntnis genommen wurde[64], sondern ebenso sehr auf eine gelungene Übertragung des Dialogs in eine standardsprachliche Fassung.

In seinem Vergleich von Mundart und Standardsprache weist Walter Haas darauf hin, dass das Schweizerdeutsche wie viele andere gesprochene Sprachen eine Tendenz zur Verkürzung gegenüber den standardsprachlichen Formen habe.[65] Man denke etwa an Beispiele wie *ämol*[66] *(einmal)*, *fryli*[67] *(freylich)*

55 Opitz 1970/1624, S. 32.
56 Beispiele: *Freünd, gleich, tausend*.
57 Ausnahme: *auszgangen*.
58 Vgl. z. B. *verteütschet*.
59 Vgl. *habend*.
60 SI I.486.
61 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 280 f.
62 *har*: her; Kennzeichen des alemannischen Dialektes (SI II.1559; Grimm 10.999).
63 TG1 D.
64 Vgl. HARSDÖRFFER 1656.
65 Haas 2000, S. 75 ff.
66 TG1 Z. 4.
67 TG1 Z. 15.

und *gno*[68] *(genommen)* oder an den Wegfall von Pronomina.[69] Das führt zu einer quantitativen Verlängerung des ersten Kunkelstuben-Gesprächs bei der Übertragung in die Standardsprache um 7%.[70] Schon ein Blick auf die erste Textseite zeigt, wo die ausgeprägtesten Unterschiede zwischen dem mundartlichen Original und der hochsprachlichen Fassung zu orten sind:

– Beim Lautstand ist es hauptsächlich die neuhochdeutsche Diphthongierung, welche das Alemannische nicht mitvollzogen hat und die nun von der Edition D durchgeführt wird. So werden *u* zu *au*[71], *ü* zu *eu*[72], *y/i* zu *ei*[73]. Bei der neuhochdeutschen Monophthongierung dagegen haben wir es im Original offensichtlich mit einem Beispiel für Heterozentrierung zu tun: Die Schreibung richtet sich an der Schreibsprache aus, obwohl für die Aussprache der mundartliche Diphthong intendiert sein dürfte. Das wird bei den Lauten [ue/u] und [üe/ü] sichtbar, wo jeweils ein Monophthong geschrieben wird.[74] Bei den Lauten [ie/i] allerdings hat die Schriftsprache das *e* als Längenzeichen beibehalten, so dass beispielsweise das Wort *wie* in der Mundartvariante problemlos diphthongiert [i̯e] und in der hochdeutschen Variante monophthongiert [i:] gelesen werden konnte.[75]

– Wo typisch mundartliche Verkürzungen vorliegen, müssen diese in der hochdeutschen Fassung wieder in die Vollform überführt werden, so etwa wenn bei Präfixen das *e*[76] oder am Wortende der Schlussvokal oder der Schlusskonsonant[77] weggelassen werden. Das Gleiche gilt für die in der Mundart oft anzutreffenden Enklitika und Proklitika, wie zum Beispiel *vßm* bzw. *zhitzig*[78].

– Wesentliche formale Veränderungen fallen bei den Verben auf. Da besitzt das Schweizerdeutsche eine besondere Vorliebe für stark verkürzte Verbformen.[79] Eine Eigenart des Originals ist der häufige Wegfall von Personalpronomina, die dann in der hochdeutschen Adaption eingesetzt werden.[80]

– Ein weiterer Bereich ist natürlich der Wortschatz. Wo in der adaptierten Edition eigentliche Wortübersetzungen gemacht wurden, kann vermutet werden, dass in der Originalfassung Idiotismen vorliegen. So wird beispielsweise das alemannische Wort *nuffer*[81] mit *gesund* wiedergegeben, das gemäss Grimm[82] bereits Anfang des 17. Jahrhunderts in der Schriftsprache ganz untergegangene *jähen*[83] mit *sprechen*, das nach Grimm[84] schon immer nur im Oberdeutschen anzutreffende *losen*[85], das sich zur gleichen Zeit aus der Schriftsprache zurückzuziehen beginnt, durch *hören*. Das Wort *Fläschhacker*[86], für welches das

68 TG1 Z. 10.

69 Beispiele: TG1 Z. 4 *muß ämol sehn*] *Jch muß einmal sehen*; 27 *hast*] *hastu*; 31 *würst*] *du wirst*.

70 TG1 D3 ist mit seinen 12.530 Zeichen um 820 Zeichen länger als das Original TG1 A mit seinen 11.710 Zeichen.

71 Beispiele: TG1 Z. 18 *lutern*] *lautern*; 33 *vß*] *auß*.

72 Beispiele: TG1 Z. 6 *Lüth*] *Leuth*, *trüly*] *trewlich*.

73 Beispiele: TG1 Z. 5 *zyt*] *Zeit*; 7 *min*] *mein*; 33 *Schwytz*] *Schweitz*.

74 Beispiele: TG1 Z. 4, 35 *muß*; 24, 35 *gute*; 4 *Grüß*; 36 *verführt*. Bei all diesen Beispielen ist anzunehmen, dass in der mundartlichen Version ein Diphthong gesprochen wurde.

75 Dementsprechend haben A und D keine unterschiedliche Schreibung bei folgenden Beispielen: TG1 Z. 8, 12 *schier*, 9 *Kriegerisch*; 33 *Gebiet*.

76 Beispiele: TG1 Z. 32 *ghört*] *gehört*; 40 *gmacht*] *gemacht*.

77 Beispiele: TG1 Z. 4 *dy*] *dich*; 6 *fremd*] *fremde*; 12 *willko*] *willkom*; 14 *Gäst*] *Gäste*; 21 *nu*] *nun*.

78 TG1 Z. 33 *vßm*] *auß dem*; 72 *zhitzig*] *zu hitzig*.

79 Lötscher 1983, S. 98. Beispiele TG1 Z. 10 *gno*] *genommen* (Part. 2 von «nehmen»); 13 *lo*] *laß* (Imperativ von «lassen»); 23 *koo*] *kommen* (Infinitiv von «kommen»).

80 Beispiele: TG1 Z. 4 *muß ämol sehn*] *Jch muß einmal sehen*; 31 *würst müssen din Bätti bysyts thun*] *du wirst müssen dein Rosenkrantz einstellen*.

81 TG1 Z. 4 *nufer* wird bei Grimm 13.977 als alemannisches Wort ausgewiesen.

82 Grimm 10.2298.

83 TG1 Z. 7.

84 Grimm 12.1188.

85 TG1 Z. 30.

86 TG1 Z. 38.

Idiotikon nur diesen einen Beleg aus dem Kunkelstuben-Gespräch anführt, wird mit *Metzger* übersetzt. So könnte aus dem ganzen Dialog eine Vielzahl von Idiotismen angegeben werden. Natürlich haben sich im Bereich des Wortschatzes auch vereinzelte Fehlübertragungen eingeschlichen, so etwa, wenn der für die Innerschweizer Stände verwendete Begriff *Länder* auf die ganze Eidgenossenschaft ausgedehnt wird.[87]
– Daneben gibt es Änderungen, die gerade auf die Unschärfe der Grenzziehung zwischen Mundart und Schriftsprache verweisen. Die Verneinungspartikel *nit* wird in neun Fällen übernommen, zweimal erst von D3[88] und viermal bereits von D1[89] zu *nicht* geändert. Das darf nicht wundern, ist doch *nit* schon Mittelhochdeutsch als Nebenform von *niht* bezeugt, und Grimm weist es im Neuhochdeutschen allgemein dem ober- und mitteldeutschen Sprachraum zu.[90]

Mit diesen knappen Vergleichen zwischen dem Original[91] und der Übertragung des ersten Kunkelstuben-Gesprächs eröffnet sich ein Blick auf das, was in der Zeit als mundartlich bzw. als hochdeutsch betrachtet wurde. Gerade weil es sich um eine Textübertragung handelt, können wir von einem sehr verlässlichen Referenzwert sprechen.

3.2 Die «Thurgauer Gespräche» im Vergleich

3.2.1 Eine Annäherung mit dem Bantli-Gespräch (TG6)

Wenn die «Thurgauer Gespräche» in dieser Arbeit manchmal als Mundarttexte bezeichnet werden, handelt es sich dabei um eine grobe Vereinfachung. Wie bereits gezeigt wurde, kann man bei diesen Texten nicht von einer eigentlichen Mundartschreibung sprechen. Bei genauerer Betrachtung stellt man fest, dass der Ausgangspunkt offensichtlich nicht die gesprochene Sprache ist, die dann in eine schriftliche Form phonetisch transkribiert worden wäre. Vielmehr ist die sprachliche Basis eine Schriftsprache, die auch im 17. Jahrhundert je nach Verfasser mehr oder weniger deutlich lokal eingefärbt war. Das hat zur Folge, dass auch die hochdeutschen Texte dieser Zeit bzw. deren Verfasser in der Regel noch recht gut im deutschen Sprachraum lokalisiert werden können. Der Wille zur deutlicheren mundartlichen Stilisierung zeigt sich in unseren Gesprächen in einer stärkeren Häufung signifikanter idiomatischer Merkmale. Die Verwendung dieser Merkmale ist aber nie konsequent durchgeführt, sie hat lediglich Signalcharakter.

Bevor wir uns der Frage einer präzisen geografischen Lokalisierung zuwenden, soll uns die erste Seite des Bantli-Gesprächs dazu dienen, die genannte Verwendung schweizerdeutscher Mundartmerkmale aufzuzeigen. Der Titel enthält noch kein deutliches idiomatisches Signal.[92] Erst der Gruss des Landrichters bringt dann mit *Gott grüetz dich* ein erstes Signalwort, in dem das Schweizerdeutsche bis heute beim alten Diphthong geblieben ist.[93] In der Antwort Madlenis findet sich als nächstes Signal ein typisch schweizerdeutsches Enklitikon: *dancki* (für *dank ich*). Bei den Enklitika kommen die Texte meist am nächsten an eine phonetische Schreibweise heran, was schon die Beispiele auf der ersten Seite des Bantli-Gesprächs

87 TG1 Z. 8 f. in *Ländern*] *in Schweitz*.
88 Z. B. TG1 A1 Z. 66] TG1 D3 Z. 74.
89 Z.B. TG1 A1 Z. 67] TG1 D3 Z. 76.
90 Grimm 13.691.
91 TG1 A.
92 Auch das Wort *new* in *Ein New Gespräch* ist nicht als mundartliche Verkürzung zu sehen. Es findet sich in dieser Form beispielsweise in den Titeln *Das New Parlament*, 1647 in Köln erschienen [VD17 23:293064Y] oder *Das New Testament* in Martin Luthers Übersetzung, erschienen 1614 in Frankfurt a. M. [VD17 14:676008E].
93 Weitere Beispiele: TG6 Z. 16 *chrieg*; 18 *bhüet*; 19 *guet*; 21 *wie* und *hie* (kann sowohl als Monophthong wie als Diphthong gesprochen sein); 28 *müessen*.

bestens illustrieren.[94] In seiner Antwort wartet der Landrichter dann mit dem *Trünkli* auf, einem Wort mit der schweizerischen Verkleinerungsform *-li*, die bis heute geradezu Schibboleth-Charakter hat.[95] In seinem Redeteil taucht auch das erste Beispiel für die im Schweizerdeutschen unterlassene Diphthongierung auf: *wo ist din Mann der Bantdli*. Bezüglich der Lautung handelt es sich dabei um ein Merkmal, das den mundartlichen Charakter eines Textes stark herausstreicht.[96] In Madlenis Antwort finden wir ein Beispiel für eine typisch mundartliche Synkope: *gstorben*.[97] Ein weiteres unverkennbares Signal für die Schweizer Mundart enthält der folgende Redeteil von Madleni, in dem der *chrieg* thematisiert wird. Dieses Wort mit dem ursprünglichen Verschlusslaut [k], wurde in der Althochdeutschen Lautverschiebung im Anlaut «nur ganz im Süden des deutschen Sprachgebiets verändert».[98] Dementsprechend treffen wir es hier in der Form *chrieg*[99] an. Weitere Beispiele für dieses Signal sind auf der ersten Seite unseres Gesprächs die Wörter *cho*[100] und *cheine*[101], und es zieht sich mit grosser Konsequenz durch den ganzen Text hindurch.[102] Wir treffen insgesamt also deutliche Merkmale des Schweizerdeutschen an: die unterlassene Diphthongierung/die Beibehaltung von mittelhochdeutschen Diphthongen/typische Enklitika und Synkopen/Schibbolethe/Folge der Althochdeutschen Lautverschiebung im anlautenden ch-Laut.

Ebenso deutlich aber lässt sich zeigen, dass die sprachliche Basis des Textes die übliche Schriftsprache ist, die trotz aller Vermundartlichung überall durchscheint. Oder anders formuliert: Die schweizerdeutsche Stilisierung wurde nur partiell durchgeführt. Folgende Wendungen sollen das illustrieren: *GOtt grüetz dich Madleni/wie statt daß Leben*[103]*/Von himen/bring mir ein Trünckli*[104]*/Bhüet vns Gott ja wol Todt/es ist etwan nit wohr mein guets Madleni*[105]. Die unterstrichenen Wörter haben die hochdeutsche Lautung behalten. Beim Wort *ist* dagegen kann angenommen werden, dass es als Verschriftung der mundartlichen Lautgestalt [ischt] verstanden wurde, sind doch im Schweizerhochdeutschen bis ins 20. Jahrhundert hinein die *st* nicht nur wie standardsprachlich im Anlaut, sondern auch im Inlaut als [scht] gelesen und gesprochen worden. Eine besondere Beachtung verdient noch das Wort *Leben*. Im Schweizerdeutschen würde man schon damals das auslautende Schwa [ə] erwarten. Sowohl bei Nomina wie bei Verben geht der Schwund des auslautenden *-n* ins Spätmittelalter zurück. Die Frage stellt sich, ob in unserem Text das auslautende *-en* als schweizerdeutsches Schwa gelesen werden müsse. Im vorliegenden Fall

94 Weitere Beispiele für Enklitika (Wörter oder Wortteile, die an ein vorausgehendes Wort angefügt werden und mit diesem verschmelzen, wobei sie manchmal einen Teil ihres Lautbestands verlieren): TG6 Z. 12 *wotter* (für: *wott er*), *sys* (für *sy es*); 15 *hätme* (für: *hät me*), *mirs* (für *mir es*); 16 *hätenaw* (für: *hät en aw*); *ide* (für: *i de*); 17 *hentze* (für *hend si en*); 25 *heten* (für: *het en*).

95 Des weiteren können auf dieser Seite *wol wol* (Z. 20) und *Munni* (Z. 23) als sogenannte Schibbolethe betrachtet werden, Kenn- bzw. Codewörter, die den Sprecher einer sozialen oder geografischen Gruppe zuweisen.

96 Weitere Beispiele: TG6 Z. 12 *sys*; 15 *hüt*; 16 *Tüffel*; 20 *min*; 29 *frili*.

97 Weitere Beispiele: TG6 Z. 15 *grad*, *gseyt*; 16 *gsalzä*; 18 *bhüet*; 19 *nit*; 22 *hei*; 25 *grächts*, *gsy*; 27 *ine*; 29 *nei*.

98 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 253.

99 TG6 Z. 16, ferner Z. 170, 174, 204, 207, 208, 220, 226, 227, 230 und *chriegen* Z. 171.

100 TG6 Z. 22.

101 TG6 Z. 29. Dieses *ch*, das auch in den Z. 189 und 236 auftaucht, ist allerdings wie an den anderen beiden Stellen in TG6 (Z. 78 *eckeine* und Z. 121 *khein*) eher als die bis heute in der Schweizer Mundart erhalten gebliebene Affrikate [kch] zu lesen.

102 Beispiele: *Chnecht* TG6 Z. 35, 37, 42, 93; *churtz* Z. 52; *chönne* Z. 97, 100, 164; *chugle* Z. 158 f.; *chüetreck* Z. 211, 218 u. a. m. Nur vereinzelt taucht das anlautende [k] auf, so z. B. in *Knecht* Z. 99 oder *Krottenstätli* Z. 91, 131, dem allerdings auch *Chrottenstettlin* Z. 238 entgegensteht.

103 TG6 Z. 6 f.

104 TG6 Z. 10.

105 TG6 Z. 18 f.

kann die Frage wohl verneint werden, da der unverkürzte Artikel den ganzen Ausdruck *daß Leben* als nicht mundartlich ausweist.[106] Allerdings stellt man fest, dass bei den Nomina konsequent die *en*-Endung verwendet wird, auch dort, wo das Wort in stark mundartlicher Umgebung auftritt, wie zum Beispiel im Ausdruck *mit demsebe sydene Fetzen*.[107] Bei den Verben überwiegen am Anfang des Textes die *en*-Endungen, vom Ende der dritten Seite an aber werden sie immer konsequenter durch die *e*-Endung abgelöst. Das lässt nun insgesamt den Eindruck entstehen, der Verfasser bzw. der Drucker habe sich im Verlauf seiner Arbeit immer mehr von der hochdeutschen Schreibung gelöst und sie der mundartlichen Lautung angeglichen.[108] Dieses Beispiel zeigt auch nochmals, wie schwierig es ist, den Rückschluss von der Verschriftlichung auf die intendierte Lautung zu ziehen.

Als nächstes ist nun zu fragen, welche sprachlichen und insbesondere lautlichen Signale eine genauere Lokalisierung des Textes innerhalb des schweizerdeutschen Sprachraums nahelegen. Das Gespräch selbst gibt zwei Hinweise: Als fiktiver Austragungsort wird Andelfingen, ein Ort an der Thur im Zürcher Weinland, angegeben. Der Gesprächspartner der dortigen Wirtin Madleni ist ein Landrichter aus dem oberen Thurgau. Es gibt allerdings keine Hinweise darauf, dass der Verfasser die beiden Protagonisten mundartlich zu differenzieren versucht hätte.

Walter Haas bestimmt die Sprache des *Züri Heire*, dessen Verfasser mit Sicherheit das Bantli-Gespräch gekannt hat, als Zürichdeutsch.[109] Er untersucht den typisch zürcherischen überoffenen [æ]-Laut und das [ɑ:] z. B. in *stah*, welches in der Thurgauer Mundart als offener [ɔ:]-Laut in Erscheinung tritt.[110] Zum letzteren Kriterium lassen sich mit Ausnahme des Wortes *ufgla*[111] in unserem Text keine Beispiele finden, die nach Zürich verweisen. Dagegen zeigt sich bei *wahr* die für den Thurgau typische Verdumpfung zu *wohr*.[112] Auch der überoffene [æ]-Laut für Zürichdeutsch lässt sich im Bantli-Gespräch nicht nachweisen. Das hochdeutsche *wenn/wann* wird konsequent als *wen*[113] verschriftet und nicht ein einziges Mal als *wän*, wie es bei einem zürichdeutschen Text zu erwarten wäre. Dem einzigen *dän*[114] für hochdeutsches *dann* stehen zahlreiche *den*[115] gegenüber. Das deutet doch mit ziemlicher Sicherheit darauf hin, dass die Grapheme *ä* und *e* in diesen Wörtern ununterschieden als [è]-Laut gedacht sind. In gehäufter Folge bestätigen das die Beispiele im folgenden Satz: *sy hend aw öpe menge mit erschröckt/es händs dä*.[116] Im Paradigma von *haben* trifft man im Indikativ, wie im zitierten Beispiel ersichtlich, beide Grapheme an. Im Konjunktiv dagegen wird konsequent das *e* verwendet.[117] Die von Haas im *Züri Heire* als zürichdeutsche Merkmale festgestellten Signale fehlen also im Bantli-Gespräch. Nach diesem Negativ-Befund stellt sich

106 Der gleichen Verbindung von standarddeutschem Artikel und standarddeutscher Endung begegnen wir auch im stark hochsprachlich geprägten Titel: *einem Catholischen Landtrichter auß dem Oberen Turgöuw*.

107 TG6 Z. 48. Weitere Beispiele: Z. 31 *yse arme Narren*; 35 *Roß vnd Wagen*. Eine Ausnahme findet sich auf Z. 228 *Witwe vnd Weise*.

108 Dennoch wurde die Angleichung nicht in letzter Konsequenz vollzogen, so dass z. B. Z. 141 *glauffe* und Z. 142 *glauffen* noch in unmittelbarer Nähe anzutreffen sind.

109 Haas 2004, S. 149.

110 Die [ɔ:]-Realisierung des mittelhochdeutschen â dürfte sich auch in Zürich durchgesetzt haben, so dass die [ɑ:]-Aussprache im 17. Jahrhundert «eine Neuerung ist, die vielleicht im Zuge der Reformation und der damit verbundenen Übernahme der nördlichen Druckersprache im Buchdruck erfolgt» ist (Lötscher 1983, S. 146; vgl. Hotzenköcherle 1984, S. 30 f.).

111 TG6 Z. 108.

112 TG6 Z. 19 *wohr*; Z. 20 *wor* (vgl. Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 216 f.; Hotzenköcherle 1984, Karte 4).

113 TG6 Z. 109, 129, 136, 141, 142, 175, 179, 190, 224.

114 TG6 Z. 48.

115 TG6 Z. 136, 147, 178, 220, 239, 241.

116 TG6 Z. 167 f.

117 Beispiele: TG6 Z. 25, 131, 135, 137 (mit inkonsequentem *es hättez*), 143, 154, 155, 166, 171, 180, 206, 231.

nun die Frage nach weiteren mundartlichen Eigenheiten, die auf eine Entstehung im Thurgau hinweisen könnten. Dabei stösst man auf folgende Merkmale:

– *dei*: Dieses ostschweizerische und ganz unzürcherische Mundartwort für *dort* taucht im Text zweimal auf.[118]

– *füf*: Eine thurgauische Lautung, die sich in Wörtern wie *öis/üs* oder *föif/füf* von der zürcherischen abgrenzt, lässt sich im Text nur ein einziges Mal nachweisen: *neibes vm vier oder füff hundert vme*.[119] Wenn man mitberücksichtigt, dass hier «die nördlichen und einige östlichste Zürcher Orte wie auch sonst mit dem Nordosten gehen»,[120] lässt sich diese Lautung sowohl im Oberthurgau wie auch in Andelfingen verorten.

– *neibis*: Es handelt sich hier um den mit *n* anlautenden Typ für *etwas*, der auf mhd. *neweiz was* zurückgeht, im Gegensatz zum mit Vokal anlautenden Typ (z. B. *öppis*), der sich aus mhd. *eteswaz* entwickelt hat.[121] Die Form *näbis* ist heute noch typisch für Appenzell, wo sie als einzige Form existiert. Sie strahlt aber auch in die übrige Ostschweiz aus, wo sie neben *öppis* verwendet wird. Das Wort taucht in unserem Text sieben Mal[122] auf, sowohl in pronominaler[123] als auch in adverbialer[124] Funktion.

– *ja*: Das Wort scheint auf den ersten Blick auf zürcherische Lautung hinzuweisen. Allerdings fällt dann auf, dass es als Antwort-Partikel nur in festen Verbindungen vorkommt, wie z. B. *Ey ja wol*[125] oder *Hee ja*[126]. Deutlich häufiger aber tritt es in der abgeschwächten Form *jä* auf, und zwar immer als syntaktische Einleitungspartikel, wie z. B. in *Jä was seyt er*[127]. In dieser Lautvariante ist es auch für die Ostschweiz belegt.[128]

Der vorliegende Befund legt nahe, dass wir den Verfasser des Bantli-Gesprächs dem nordostschweizerischen Dialektraum zuzuordnen haben, wie er sich mit Hilfe der Dialektometrie auch heute noch deutlich als kompakter Sprachraum ausweisen lässt.[129] Dieser Raum umfasst St. Gallen, Thurgau und erstreckt sich bis nach Schaffhausen und ins zürcherische Weinland.

Dieses Ergebnis muss nun allerdings noch mit einem sich durch den Text hindurchziehenden Entrundungsphänomen kritisch befragt werden.[130] Das Possessivpronomen «unser», das im Thurgau «üsers» und in Zürich «öisers» gesprochen wird,[131] kommt ausschliesslich entrundet vor: *isers/yse/ysi*[132], ferner die Wörter *fidli*[133], *Bichs*[134], *erwirgt*[135], *firigi*[136] und *gnitzt*[137]. Diese relativ wenigen Wörter stehen neben

118 TG6 Z. 17, 162.
119 TG6 Z. 81.
120 Vgl. Hotzenköcherle 1984, S. 92.
121 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 48 f.
122 TG6 Z. 24, 75, 81, 127, 163, 175, 183.
123 Beispiel: TG6 Z. 24 f. *were er neibes grächts gsy*.
124 Beispiel: TG6 Z. 182 f. *wo die vnserige neibe gflohen syet*.
125 TG6 Z. 14, 18, 174.
126 TG6 Z. 40, 200.
127 TG6 Z. 104, 215.
128 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 40 f.
129 Martin Hannes Graf verweist auf die dialektometrische Karte von Yves Scherrer, Université de Genéve, «die sehr deutlich zeigt, wie sich die Nordostschweiz als eigene Zone in der Deutschschweiz profiliert» (Graf 2014, S. 24).
130 Zu diesen Überlegungen ist zu bemerken, dass die Entrundung ein sprachgeschichtlich schwieriges Phänomen ist und dass demzufolge eine Synchronie des 20. Jahrhunderts nur bedingt auf das 17. Jahrhundert übertragen werden kann. Diachrone Entwicklungen können am ehesten an Ortsnamen festgemacht werden. So ist beispielsweise der thurgauische Weiler «Biessenhofen» wahrscheinlich im 15. Jahrhundert entrundet worden, da von dieser Zeit an beide Formen nebeneinander anzutreffen sind. Der letzte Beleg für «Büßenhofen» findet sich 1634 (Nyffenegger/Bandle 2003, S. 267 f.).
131 Vgl. betontes Personalpronomen «uns»: Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 278 f.
132 TG6 Z. 22 *isers*; 30, 195, 216 *yse*; 141 *ysi*; 176 *ysere*; 183 *yser*.
133 Z. 37, 71 *fidli*; 123 *fiedli*; 240 *Fidle*.
134 Z. 68 *Bichsenstein*; 69 *Bix*; 158 *charebichse*.
135 TG6 Z. 147.
136 TG6 Z. 147.
137 TG6 Z. 164.

«müssen» und «hübsch», die in gerundeter und entrundeter Form auftreten,[138] und einer ganzen Reihe von Beispielen, bei denen nur die gerundete Form vorkommt.[139] Da stellt sich natürlich die Frage, wo diese Inkonsistenz ihre Ursache hat. Hans Trümpy haben die entrundeten Formen dazu geführt, die Sprache dieses Dialogs als «weder zürcherisch noch thurgauisch» zu bestimmen, sondern ihn «in die Innerschweizer Landkantone»[140] zu verweisen. Die Art und Weise, wie dieses eine Sprachmerkmal vorkommt, lässt aber eher die Vermutung aufkommen, dass der Autor es gerade gezielt als Mittel einsetzte, um den Text als innerschweizerisch erscheinen zu lassen. Für diese Absicht könnten folgende Gründe geltend gemacht werden:

– Die Entrundung ist, wie bereits gezeigt, nicht konsequent durchgeführt.

– Dem Verfasser eines subversiv-satirischen Textes dürfte jedes Mittel recht gewesen sein, seine Anonymität zu wahren. Als solches Mittel wäre das vorliegende mundartliche Verwirrspiel durchaus tauglich. Auch die innerzürcherische, gegen Werdmüller gerichtete Tendenz des Dialogs dürfte ein solches Anliegen verstärkt haben.

– Wenn ein Dialekt imitiert wird, greift man auch heute noch auf ein signifikantes Merkmal zurück. Ein solches Vorgehen ist im Bantli-Gespräch ebenfalls wahrscheinlicher als die Annahme, die Trümpy macht, nämlich dass der Innerschweizer Verfasser sich «um fremde Färbung bemüht» habe, indem er unterschiedliche ostschweizerische Sprachmerkmale eingefügt habe.[141] Dagegen ist die partielle Entrundung ein probates Schibboleth.

– Ferner ist nicht auszuschliessen, dass die vermutlich aus druckpraktischen Gründen häufige Schreibweise des *ü* mit Hilfe von *ii* einen Einfluss ausgeübt hat; sie wird insgesamt 49 Mal verwendet[142]. Besondere Beachtung verdient dabei, dass das Wort «hübsch» auch in dieser Variante vorkommt.[143]

Aus diesen Überlegungen und da sonst keine Innerschweizer Einflüsse auf den Text erkennbar sind, sollte den entrundeten Formen für die Lokalisierung kein grosses Gewicht gegeben werden.

Eine genauere Lokalisierung des Textes innerhalb des nordostschweizerischen Sprachraums, dem wir ihn zugewiesen haben, ist schwierig. Lediglich das bereits erwähnte entrundete *nit* könnte für eine Präzisierung innerhalb dieses Dialektraums herangezogen werden. Das mundartliche Wort für «nicht» ist konsequent mit *nit* wiedergegeben.[144] Im Gegensatz zum zürcherischen und süd- bzw. oberthurgauischen «nööd/nöd» findet sich die nit-Form im westlichen Thurgau, im Zürcher Weinland und in Schaffhausen.[145] Sie verweist den Text damit möglicherweisen nach Andelfingen, das in diesem Gebiet liegt. Ein solches Zusammenfallen des Entstehungsorts mit dem fiktiven Handlungsort des Gesprächs ist nach den bisherigen Überlegungen auch aus inhaltlichen Gründen auf keinen Fall auszuschliessen.

138 TG6 Z. 54 *müssen*; 186 *miessen*; 23 *hübsch*; 30 *hüpsche*; 209 *hipsche*.

139 TG6 Z. 15 *hüt*; 16 *übere*; 18 *Bhüet*; 24 *Tüfel*; 28, 54, 225 *müessen*; 34, 135 *übercho*; 151 *übel*; 223 *Chrütz*; 236 *fürcht*.

140 Trümpy 1955, S. 188.

141 Trümpy 1955, S. 188.

142 Beispiele: TG6 Z. 10 *Triinkli*; 16 u. v. m. *tiifel*; 22 *Fiif*; 34 *heifiihren*; 36 *Ziig*.

143 TG6 Z. 16, 36 *hiibsch*.

144 TG6 Z. 19, 21, 46, 98, 143, 144, 168, 176, 179, 184, 187, 194, 195, 200, 205, 208, 223, 227, 229, 235, 236, 238; zusätzlich zwei Mal in der Form *niid* Z. 74, 153.

145 Während das mittelhochdeutsche «niuwet» oder «niut» in der Innerschweiz, im Berner Oberland und im Wallis durch reguläre Entrundung zu «nit»/«nid» wurde, entstand es im erwähnten Gebiet vermutlich in abgeschwächter Verbnachstellung und hat sich dann in allen Gebrauchsweisen durchgesetzt (Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 44 f.).

3.2.2 Das schriftsprachliche Baschi-Uli-Gespräch (TG5)

Im Baschi-Uli-Gespräch treffen wir auf die bereits erwähnte harsche Kritik an der Sprache des ersten Kunkelstuben-Gesprächs, die als *in ein halb-hochteütsches, halb-lutzernerisches model gegoßen*[146] charakterisiert wird. Da darf man natürlich gespannt sein, welcher Sprache sich nun der Verfasser dieser kritischen Anmerkung selbst bedient, kann doch bei ihm von einer erhöhten Sensibilität auch für seine eigene Sprachverwendung ausgegangen werden.

Es fällt schnell auf, dass der Dialog grundsätzlich schriftsprachliche Züge trägt, jedoch daneben einzelne Mundartmerkmale enthält. Walter Haas weist darauf hin, dass bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Schweiz die neuhochdeutsche Diphthongierung das entscheidende Zugeständnis an die lautliche Normangleichung bei der Schriftsprache darstellte: «Wer die Diphthonge nicht hatte, der war auch nicht bereit, andere Normangleichungen aufzunehmen.»[147] Das Baschi-Uli-Gespräch hat diese Angleichung weitgehend vollzogen.[148] Wie zu erwarten, finden sich daneben aber auch zahlreiche Ausnahmen. Man trifft mundartliche Monophthonge an, beispielsweise in *wil* (für «weil»)[149], *by* (für «bei»)[150] oder *fründ* (für «Freund»)[151]. Von einer konsistenten Verwendung kann also nicht die Rede sein, wie gerade das Beispiel *fründ* zeigt, das auch einmal als *freünd*[152] erscheinen kann. Das Wort *by* wird durchgehend in der mundartlichen Lautung verwendet. Dem stehen aber zahlreiche Wörter gegenüber, bei denen die Diphthongierung von [i] zu [ei] konsequent durchgeführt ist, so beispielsweise bei *mein*[153], *sein*[154], *seinige*[155] und *zeit*[156]. An diesem Text wird uns bewusst, wie sehr auch bei einem Autor, der sich grundsätzlich für die schriftsprachliche Normangleichung geöffnet hatte, schon das Grundmerkmal der neuhochdeutschen Diphthongierung mit Unsicherheiten verbunden war. Haas stellt das generell für alles Handschriftliche dieser Zeit fest.[157] Zudem bringt er auch einen konfessionellen Unterschied in Anschlag, der bei dem mit Sicherheit reformierten Verfasser dieses Dialogs ebenfalls mitgespielt haben könnte: «Weniger gebildete Reformierte konnten zwar eher schreiben als Katholiken mit gleicher Ausbildung, aber ein gut gebildeter Katholik konnte es andererseits zu einer dem deutschen Brauch näherstehenden Schriftsprache bringen als ein Protestant.»[158] So wundert es nicht, dass sich bei unserem Schreiber trotz seiner Bemühung um hochsprachliche Schriftlichkeit verschiedene Mundartmerkmale gehalten haben.

Das schriftsprachliche *e* in den Vorsilben wird beim Partizip II konsequent eingesetzt, während sich bei den Nomina manchmal auch noch die mundartliche Form zeigt.[159] Bei den Verben findet sich im Infinitiv überall die hochdeutsche *–en*-Endung, während ebenso konsequent der alte Schweizer Einheitsplural auf *–end* (Konjunktiv *–ind*) verwendet wird.[160] Auf

146 TG5 Z. 30 f.
147 Haas 2000, S. 128.
148 u > au Beispiele: TG5 Z. 13 *pauren*; 86 *haut*; 102 *bedauren*. ü > eu Beispiele: Z. 31 *hochteütsches*; 80 *leühten*; 119 *bezeüget*. y > ei Beispiele: Z. 33 *seinige*; 79 *Schweitz*; 93 *zeit*.
149 TG5 Z. 23.
150 TG5 Z. 24.
151 TG5 Z. 47.
152 TG5 Z. 23.
153 TG5 Z. 23.
154 TG5 Z. 37.
155 TG5 Z. 32.
156 TG5 Z. 50.
157 Haas 2000, S. 128.
158 Haas 2000, S. 129.
159 Beipiele: TG5 Z. 164 *geschäfft*; 15 u. a. m. *gespräch;* Z. 81 *gmach*; 148 *gwalt*.
160 Beispiele: Z. 42 *hettend* (1. Pers. Plural); Z. 213 *laßend* (2. Pers. Plural); Z. 88 *habend* (3. Pers. Plural Konjunktiv: Z. 8 *glaubind*; 202 *habind*.

das hochdeutsche Präteritum trifft man im Text nicht, doch wird bei den Perfekt-Formen oft das Hilfsverb *haben* weggelassen, was diese Vergangenheitsform vom mundartlichen Gebrauch abhebt.[161] An einer Textstelle kommt sogar der Genitiv zum Einsatz: *Kein Thurgeüwer wirt dise gattung redens für die seinige niemahlen erkennen.*[162] Die typisch schweizerischen Enklitika werden vermieden; einzig das Pronomen *es* wird meist mit dem vorangehenden Wort verbunden.[163] Was den Wortschatz anbelangt, muss man dem Verfasser attestieren, dass er typisch hochalemannische Ausdrücke gekonnt vermeidet, wenn man etwa von *sölliches*[164] absieht.

Insgesamt muss also festgehalten werden, dass sich der Verfasser des Baschi-Uli-Gesprächs auf einem für eidgenössische Verhältnisse recht hohen Niveau hochdeutscher Schriftsprachlichkeit befindet.

Die Namen allerdings verweisen deutlich auf den schweizerischen Sprachraum. Der katholische *Baschi* ist als Kurzform des Namens Sebastian seit dem 16. Jahrhundert bezeugt.[165] Der evangelische *Uli* stellt möglicherweise mit dieser Kurzform von *Uelerich*[166] eine Verbindung zum Zürcher Reformator Zwingli her, der allerdings seinen Vornamen *Uolrich* zu *Huldrych* geändert hat.[167] Ungewöhnlich ist, dass der Verfasser nicht die schweizerische Schreibweise *Ueli* gewählt hat. Das lässt die Vermutung aufkommen, dass die neuhochdeutsche Monophthongierung in der Schriftlichkeit dieses Autors weitgehend vollzogen wurde, und zwar auch dort, wo die lautliche Umsetzung noch beim alten Doppellaut geblieben ist. Dafür spricht, dass die Monophthonge zwar mehrheitlich, jedoch nicht überall eingesetzt sind, so dass man neben *gut*[168] und *buch*[169] auch Schreibweisen wie *betrüebt*[170] und *fues*[171] antrifft.

Mit diesem Befund lässt sich das Baschi-Uli-Gespräch bezüglich seiner Sprache zweifelsfrei als Text bestimmen, der sich der schweizerischen Schriftsprache bedient, wie sie in der Mitte des 17. Jahrhunderts bei der gebildeten Bevölkerung üblich war. Eine Einordnung des Textes innerhalb der eidgenössischen Sprachlandschaft scheint demzufolge nicht gerade auf der Hand zu liegen. Ein Indiz allerdings gibt uns der Autor durch Wörter, die mit ihren Rundungen von der Schriftsprache abweichen: Es betrifft dies die ursprünglichen Laute [i] bzw. [e], die im späten Mittelalter im ganzen alemannischen Bereich in gerundeter Form als [ü] bzw. [ö] auftreten. Später wurden sie im Norden bis hin zur Schweizergrenze und ganz im Süden wieder entrundet.[172] So treffen wir in diesem Text Wörter wie *zwüschend*[173], *wüßen*[174] und *züchen*[175] bzw. *frömd*[176] und *geschmöckt*[177]. Das weist den Autor doch einigermassen deutlich in den zürcherisch-ostschweizerischen Sprachraum. Die Form *züchen* siedelt der Schweizerische Sprachatlas ganz im thurgauisch-st. gallischen Gebiet an[178] und *wöllen*[179] im südlichen Thurgau bis St. Gallen und ins Appenzellerland.[180] Da die Handschriften des Baschi-Uli-Gesprächs allein in Zürich überliefert sind, ist die

161 Beispiele: Z. 174 *Der sy also gescholten*; 190 f. *wil sy nebend anderen landtleüthen geschworen*.
162 TG5 Z. 32 f.
163 Beispiele: Z. 208 *ich wils*; 210 *gilts*; 244 *wärs*.
164 TG5 Z. 73, 156. Schon seit dem 16. Jahrhundert dringt die schriftdeutsche Form *solch* ein und findet auch in der Zürcher Bibel von 1525/31 Verwendung (SI VII.790).
165 SI IV.1757 f.
166 SI I.183.
167 SI VI.163.
168 TG5 Z. 128.
169 TG5 Z. 197.
170 TG5 Z. 77.
171 TG5 Z. 140.
172 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 245.
173 TG5 Z. 13, 154, 187; *darzwüschend* Z. 186 f.
174 TG5 Z. 46, 67; *in gwüßem Grad* Z. 136.
175 TG5 Z. 243; *umbzüche* Z. 10.
176 TG5 Z. 29; *frömde* Z. 27.
177 TG5 Z. 35.
178 SDS III, Karte 19.
179 TG5 Z. 27.
180 SDS III, Karte 114.

Wahrscheinlichkeit doch gross, dass sie auch dort entstanden sind, und zwar von einem durchaus sprachlich gebildeten Autor, der möglicherweise einen ostschweizerisch-thurgauischen Dialekteinschlag mitgebracht hat.

3.2.3 Mundart-Imitation im ersten Kunkelstuben-Gespräch (TG1)

Das Baschi-Uli-Gespräch übt, wie wir gesehen haben, Kritik an der Sprache des ersten Kunkelstuben-Gesprächs und bedient sich selbst der schweizerischen Schriftsprache. Es lohnt sich, diese Kritik genauer zu betrachten, handelt es sich doch um eine sehr singuläre zeitgenössische Auseinandersetzung mit der Sprache des ersten vollständig mundartlichen Textes in der Schweizer Literatur. Baschi äussert sich dazu folgendermassen:

Mich dunckt mit einem wort, mann habe vnser mit disem gespräch by frömbden vnd heimbschen wöllen spotten. Wer ein wenig vnserer sachen erfahren ist, dem wird frömbd fürkommen, das sich vnser Thurgeüwer spraach also bald verenderet, vnd in ein halbhochteütsches, halb-lutzernerisches model gegoßen worden. Kein Thurgeüwer wirt dise gattung redens für die seinige niemahlen erkennen.[181]

Baschi fühlt sich als Thurgauer verspottet. Das ist nur möglich, wenn er im ersten Kunkelstuben-Gespräch Elemente und Eigenschaften der Thurgauer Mundart erkennen kann. Es reicht, wenn sie Schibboleth-Charakter haben. So funktioniert auch heute noch die satirische Imitation von Mundarten. Um beispielsweise Appenzellerdeutsch nachzuahmen, reicht es, den Diphthong [e͡i] zu [ä:] zu monophthongieren, das [u] zu einem offenen [ɔ] zu senken und das Schibboleth «nütz» für «nichts» zu verwenden:[182] «Häsch än Hond oder ä Gääss oder gär nütz?» Gleichzeitig erkennt aber bei einer solchen Mundart-Imitation der native speaker die Abweichungen von seinem Idiom. Baschi charakterisiert diese Abweichungen als «halb Hochdeutsch, halb Luzernerisch». Damit identifiziert er die Originalmundart des Schreibers als «Luzernerisch». Das wird im Gespräch zusätzlich dadurch gestützt, dass Uli den Dialog als Druckbroschüre aus Luzern mitbringt und indem in einer Regieanweisung darauf hingewiesen wird, dass das Gespräch in Luzern gedruckt worden sei.[183] Mit dem Verweis auf das Hochdeutsche haben wir hier die Tatsache formuliert, dass sich die verschriftlichte Mundart teilweise an der hochdeutschen Schreibsprache orientiert – das also, was wir bereits als die Heterozentriertheit mundartlicher Texte beschrieben haben, was vom Verfasser aber nicht als solche erkannt werden konnte.

Auf dem Hintergrund dieser zeitgenössischen Analyse gilt es nun, die Sprache des ersten Kunkelstuben-Gesprächs zu untersuchen. Dabei soll zuerst ein Laut ins Blickfeld gerückt werden, der die Hauptprobleme veranschaulicht und gleichzeitig über das erste Kunkelstuben-Gespräch hinausweist.

Das mhd. *â* wird üblicherweise im Thurgau zu einem offenen langen [ɔ:] verdumpft. Trümpy sieht in diesem Merkmal ein Indiz dafür, dass sich das erste Kunkelstuben-Gespräch thurgauisch gebe. Er stellt dann allerdings fest, dass die Verdumpfung beim Verb *lan (lassen)* regelmässig vergessen worden sei.[184] Diese Beobachtung kann bestätigt und ausdifferenziert werden: Die Verdumpfung des *â* lässt sich nicht nur im häufigen *Nochber* bzw. *nochberly* feststellen, sondern auch in zahlreichen anderen, meist singulär auftreten-

181 TG5 Z. 25–33.
182 Lötscher 1983, S. 138.
183 TG5 Z. 11 f. *Baschi: Vberlißt das zu Lutzern getruckte gespräch.*
184 Trümpy 1955, S. 181 f.

den Wörtern wie *emol* (einmal)[185], *zwor* (zwar)[186], *Underthonen* (Untertanen)[187], *Johr* (Jahr)[188] und *gstroft* (gestraft)[189]. Dass dem Autor aber gerade bei den am häufigsten auftretenden Wörtern die Verdumpfung entgangen sein soll, überrascht einen. Es handelt sich dabei um die Wörter *lan*[190], *ja*[191] und *da*[192]. Bei dieser Regelmässigkeit ist kaum an ein Versehen des Autors zu denken, sondern es ist viel eher anzunehmen, dass sich hier eine ganz normale kanzleisprachliche Verschriftungsrealität widerspiegelt, zumal sich neben dem Verb *lan* viermal auch die Form *lassen*[193] findet. Dass gerade diese scheinbare phonetische Inkonsequenz nicht in einer fehlerhaften Imitation des dem Schreiber fremden Dialekts, sondern in der Heterozentriertheit mundartlicher Verschriftlichung gründet, bestätigt die Beobachtung, dass im zweiten und dritten Thurgauer Gespräch sogar die Form *lassen* deutlich gegenüber *lan* überwiegt.[194] Die im Thurgau zu erwartende Form *loon / lohn* tritt erst im ersten Bechtelistag-Gespräch vereinzelt auf,[195] um dann im zweiten Bechtelistag-Gespräch zur vorherrschenden Form zu werden.[196]

Dieser Befund zeigt einmal mehr, dass es nicht unproblematisch ist, verschriftlichte Mundart in der Mitte des 17. Jahrhunderts sprachgeografisch eindeutig zuordnen zu wollen. Wir müssen mit unterschiedlichen Einflüssen rechnen:

– Ein Schreiber kann selbst infolge seiner Mobilität, wie sie sich beispielsweise beim Drucker David Hautt nachverfolgen lässt,[197] eine Mischmundart sprechen.

– Die Verschriftung von Mundart orientiert sich im Sinne der Heterozentriertheit immer bis zu einem gewissen Grad an der Schriftsprache als Verschriftlichungsnorm. Und diese wiederum ist, wie die Zürcher Bibelübersetzungen zeigen, keineswegs frei von mundartlichen Eigenheiten.

– Imitation von Mundart bedient sich bis heute meist ausgesuchter Sprachmerkmale. Infolgedessen kann sie für den muttersprachlichen Sprecher leicht durchschaut werden, einerseits weil die Merkmale in der Regel nicht konsequent durchgeführt sind, andererseits weil es sich eben nur um eine begrenzte Auswahl von Merkmalen handelt.

Im Folgenden sollen diese Beobachtungen nun noch an anderen sprachlichen Merkmalen überprüft und ausdifferenziert werden.

Trümpy stellt fest, dass im ersten Kunkelstuben-Gespräch fast vollständig die für den Thurgau typische Hiatusdiphthongierung fehle.[198] Sie ist bekannt als eines der zentralen Merkmale, anhand deren sich die schweizerischen Mundarten in einen eher südlich-alpinen höchstalemannischen und einen nördlich-mittelländischen hochalemannischen Bereich unterteilen lassen.[199] Nun handelt es sich bei dieser Grenzziehung allerdings um einen Lautstand, wie er sich im 20. Jahrhundert präsentiert. Der Thurgau hat

185 TG1 Z. 4.
186 TG1 Z. 94.
187 TG1 Z. 137, 145.
188 TG1 Z. 157, 199, 201.
189 TG1 Z. 125.
190 In den Formen *la* (TG1 Z. 13, 16), *lan* (TG1 Z. 85, 96) und *lahn* (TG1 Z. 108, 112, 124, 156, 162, 171, 185).
191 TG1 Z. 13, 25, 41, 122.
192 TG1 Z. 58, 137, 148, 161, 163, 170; Ausnahme TG1 Z. 91 *do*.
193 TG1 Z. 138, 155, 191, 197.
194 TG2 *lan* Z. 93, 187, 203, 208; *lassen* Z. 44, 92, 112, 193, 195, 197; TG3 *lan* Z. 62, 129; *lassen* Z. 73, 94, 103, 161, 187.
195 TG3 Z. 115, 178.
196 TG4 Z. 31, 105, 116, 123, 138, 145, 174, 176; gegenüber *lassen* in Z. 72, 75, 190.
197 David Hautt d. Ä. übersiedelte 1636 von Strassburg nach Luzern. Er überliess dort 1657 seinem Sohn die Druckerei und ging nach Konstanz (Reske 2007, S. 495, 576).
198 Trümpy 1955, S. 182.
199 «In der Regel macht man den Unterschied an den Vokalen in Wörtern wie *schneien, bauen* oder *neu* fest: Die höchstalemannischen Dialekte haben hier im sogenannten Hiat die alte Lautung bewahrt und sprechen *schniie, buue* und *nüü(w)/nii(w)* aus, während die Aussprache im hochalemannischen Gebiet *schneie, bouue, nöi* lautet» (Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 29).

als sprachlich neuerungsfreundliches Gebiet[200] die Hiatus-Diphthongierung mitgemacht, nur besteht das Problem darin, dass man bis heute nicht weiss, wie der zeitliche und geografische Verlauf dieses Sprachwandels im Einzelnen nachgezeichnet werden muss. Der sprachliche Befund im ersten Kunkelstuben-Gespräch zeigt bezüglich der Hiatusdiphthongierung keine konsistente Haltung: Die Diphthongierung von [ü] zu [eu̯], geschrieben als *öw* ist in *nöwe, ernöwern* durchgeführt.[201] Bei anderen Lauten finden wir beide Formen nebeneinander, so etwa bei *üch / Eüch*[202], *Fryheit / Freyheit*[203], *fry / frey*[204]. Die Diphthongierung zu *au* dagegen fehlt vollständig, so in den zahlreichen Formen des Wortes «trauen»: *vertrüwly*[205], *vertruen*[206], *Misstruen*[207]. Ob wir uns bezüglich der Diphthongierung Mitte des 17. Jahrhunderts in einer Übergangsphase befinden oder ob der Verfasser des Baschi-Uli-Gesprächs in den nicht diphthongierten Lauten luzernerische Merkmale erkannte, bleibt wohl schwer zu entscheiden. Die inkonsistente Verwendung eines solchen Lautmerkmals könnte natürlich ein Indiz für den Versuch einer Dialekt-Imitation sein, kann jedoch auch als Übergangsphänomen in der Sprachentwicklung betrachtet oder mit der Heterozentriertheit erklärt werden, die eben dazu führt, dass auch mundartliche Texte sich immer wieder an die schriftsprachliche Schreibweise anlehnen.

Eine besondere Eigenart des Textes besteht in der Monophthongierung von *ei* zu *ä*. Erwarten würde man eher ein langes *ā*, wie es sowohl Trümpy[208] als auch Graf[209] mit Hilfe der gleichen Quelle, nämlich mit dem Verweis auf ein lateinisches Hochzeitsgedicht von 1644[210] für die Zeit nachweisen. Allerdings stammt der Beleg aus dem Unterthurgau, wo sich das lange *ā* bis heute noch sehr deutlich erhalten hat, während es sonst als thurgauische Eigenart im Rückzug begriffen ist. Daneben gibt es aber einen erstaunlich grossen sprachgeografischen Raum, wo für *ei* das lange *ä* verwendet wird.[211] Heute ist das der Kernraum von Appenzell, im frühen 20. Jahrhundert reichte er noch bis in den Hinterthurgau hinein. Dass ein Luzerner im Bemühen, den Thurgauer Dialekt zu imitieren, bei dieser Monophthongierung zum langen *ä* und nicht zum langen *ā* greift, ist nicht auszuschliessen. Jedenfalls setzt er diese Eigenart bei einzelnen Wörtern ziemlich konsequent um: *sät* (für «sagt»)[212], *Mäneydt*[213], *verthätigst*[214], *Käser*[215], *mänen*[216]. Bei zahlreichen Wörtern aber unterlässt er die Monophthongierung.[217] Auch das lässt sich wieder sowohl als Inkonsequenz bei der Dialekt-Imitation wie auch als Übernahme aus der hochsprachlichen Schreibweise erklären.

Im Bantli-Gespräch haben wir die zahlreichen, aber nicht konsequenten Entrundungen als Imitationsphänomen interpretiert. Diesem sprachlichen Aspekt ist nun auch im ersten Kunkelstuben-Gespräch noch Beachtung zu schenken. Konzentrieren wir uns

200 Graf 2014, S. 29.
201 *nöwe*: TG1 Z. 14, 29; *ernöwern*: Z. 46, 199.
202 *üch*: TG1 Z. 188; *Eüch*: Z. 177.
203 *Fryheiten*: TG1 Z. 154, 196; *Freyheit*: Z. 148.
204 *fry*: TG1 Z. 55, 201, *fryli*: Z. 15; *frey*: Z. 168.
205 *trüw, trüly, vertrüwly*: TG Z. 1, 6, 90, 150, 172, 204.
206 *vertruen*: TG1 Z. 99, 130, 199.
207 *Misstruen*: TG1 Z. 159, 197.
208 Trümpy 1955, S. 62.
209 Graf 2014, S. 31.
210 Es handelt sich dabei um ein von Eduard Schwyzer in der «Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten» (1/1900), S. 150, zitiertes Gedicht, das ein Pfarrer seinem Basadinger Amtskollegen Johann Kaspar Schwyzer geschrieben hat.
211 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 236 f., am Beispiel *Geiss*.
212 TG1 Z. 9, 20, 37, 74, 110, 184.
213 TG1 Z. 68.
214 TG1 Z. 88.
215 TG1 Z. 187.
216 TG1 Z. 67.
217 TG1 Z. 180 *Meister*; Z. 115 *gmein*; Z. 116, 163 *meinen*; Z. 123 *Landsgmein*; Z. 116 *Einfalt*; Z. 72 *einmol*; Z. 90, 122, 165 *weist* (2. Pers. Sg. von «wissen»); Z. 46 *heiter*; ebenfalls keine Monophthongierung in sämtlichen Suffixen auf *–heit* und *–keit*.

dabei zuerst auf das häufige Pronomen «uns/unser». Dabei fällt auf, dass bei diesem Wort nirgends eine Entrundung zu finden ist. Allerdings ist es in fast der Hälfte der Fälle nicht mit *ü*, sondern mit *v* geschrieben. Das lässt sich eventuell damit erklären, dass der Verfasser eine gewisse Unsicherheit bezüglich der Schreibung des für ihn ungewohnten Lautes hatte und deshalb immer wieder auf das schriftsprachliche *v* zurückgriff. Bereits in der leicht überarbeiteten Fassung B werden die *v* konsequent durch *ü* ersetzt. Insgesamt stellt man fest, dass der Text mit grösster Konsequenz Entrundungen vermeidet. Die einzige Stelle, an der sich der Innerschweizer Autor diesbezüglich verraten könnte, ist das Wort *abtrinnig*[218].

Die Zusammenschau aller Beobachtungen legt nahe, dass wir es im ersten Kunkelstuben-Gespräch mit einer Misch-Mundart zu tun haben, die sowohl in der Innerschweiz wie im Thurgau verortet ist und zudem die typische Heterozentriertheit zwischen phonetisch-mundartlicher und schriftsprachlicher Schreibweise zeigt. Das macht die zeitgenössische Einschätzung der Sprache dieses Dialogs im Baschi-Uli-Gespräch als schlecht gelungenen Imitationsversuch verständlich. Ob es sich allerdings tatsächlich um einen solchen handelt, ist schwerlich nachzuweisen. Mit Sicherheit steht fest, dass der Text in Luzern gedruckt worden ist. Ob der Verfasser ebenfalls in Luzern verortet ist, bleibt unsicher. Eine Textstelle könnte allenfalls als Hinweis gelesen werden: Jockel erzählt von einem Pfarrer aus Burgdorf, der nach Luzern emigriert sei:

Jch weiß mich noch wol zuersinnen/das vor Johren ein Prädicant von Burtluff/vßm Berner- ins Lucerner Biet koo.[219]

Das Verb *koo* ist in der Mundart nicht zwingend ein Perspektive-Fehler. Die Aussage insgesamt, in der das Verb mit der Erinnerung verbunden wird, insinuiert aber doch eher die Perspektive eines Luzerners als diejenige des Thurgauers Jockel.

Haben wir es mit einem Luzerner Autor zu tun, der den Thurgauer Dialekt aus eigener Anschauung kennt, zum Beispiel durch einen längeren Aufenthalt im Thurgau in einem politischen Amt? Handelt es sich um einen Innerschweizer wie beispielsweise Johann Caspar Weissenbach[220] aus Zug, der bereits in jungen Jahren als Gehilfe seines Oheims väterlicherseits in den Thurgau gelangte, diesem 1653 in seinem Amt als Obervogt des Klosters Einsiedeln in Gachnang folgte, bis er 1666 nach dem Tod seines Vaters wieder nach Zug zurückkehrte und also in der fraglichen Zeit sich im Thurgau aufhielt? Oder können wir an einen Thurgauer denken, der aus dem mehrheitlich katholischen Hinterthurgau nach Luzern gelangte, aus seiner Heimat die ä-Monophthongierung und andere Sprachmerkmale mitbrachte und, wie das auch heute zu beobachten ist, seinen Dialekt demjenigen des neuen Lebensraumes anglich? All diese Möglichkeiten müssen wohl als ebenso wahrscheinlich erachtet werden wie eine gezielte Dialekt-Imitation.

3.2.4 Babylonische Sprachverwirrung im zweiten Kunkelstuben-Gespräch (TG2)

Der Druck des zweiten Kunkelstuben-Gesprächs mag dem Baschi-Uli-Gespräch einfach zeitlich zuvorgekommen sein, so dass es der Verfasser des letzteren

218 TG1 Z. 40.

219 TG1 Z. 76 f.

220 Weissenbach, Johann Georg (1633–1678): Dramatiker und Lyriker. Sein «Eidgenössisches Contrafeth», 1672 uraufgeführt, 1673 gedruckt, behandelt den Aufstieg der Alten Eidgenossenschaft und ihren aktuellen Niedergang, für den nicht zuletzt die Glaubensspaltung verantwortlich gemacht wird. Das Drama enthält einen in Zuger Mundart verfassten Brief, den eine Bäuerin ihrem in die Burgunderkriege gezogenen Ehemann schreibt (Weissenbach 2007/1673, S. 96–98). Er beginnt mit der Anrede: *Nun grüetzty Gott hartzliebä Hüdeli my Heini/du weist ä goppel afig wol wie ihs meini.*

bei dem handschriftlichen Entwurf bewenden liess. Die Idee allerdings, die Replik auf das erste Kunkelstuben-Gespräch in Form einer angeblichen Fortsetzung zu schreiben, ist so bestechend, dass ihr jeder Drucker den Vorzug gegenüber dem Baschi-Uli-Gespräch gegeben haben müsste. Was im letzteren auf einer Metaebene abgehandelt wird, auf welcher Baschi und Uli das Vorgängergespräch reflektieren und diskutieren, erfolgt im zweiten Kunkelstuben-Gespräch auf der Textebene, auf der sich eine Leserschaft besser lenken und überzeugen lässt.

Die Parallele dazu finden wir im sprachlichen Befund: Der Autor des Baschi-Uli-Gesprächs kritisiert die mundartliche Sprache seines Vorgängers und bedient sich selbst der eidgenössischen Schriftsprache. Damit repliziert er auch sprachlich auf der Metaebene und verkennt, dass ein wesentlicher Teil des Erfolgs des ersten Kunkelstuben-Gesprächs gerade in seiner Mundartlichkeit gelegen haben muss. Auch da nun geht der Autor des zweiten Kunkelstuben-Gesprächs konsequent den anderen Weg: Er verwendet ebenfalls wieder die Mundart, was für eine angebliche Fortführung des Dialogs nichts als folgerichtig ist.

Es ist mit Trümpy übereinzustimmen, dass dieser Fortsetzungs-Dialog deutliche Anzeichen einer zürcherischen Lautung trägt. Sind im ersten Gespräch Wörter wie *ebe*[221] und *neben*[222] konsequent mit *e* geschrieben, ist im zweiten die Tendenz zur *ä*-Schreibung[223] bestimmt als Signal für den offenen ä-Laut zu sehen. Konsequent ist das *ä* in *wän(n)*[224] verwendet, das als Wort im ersten Gespräch gar nicht vorkommt. Bereits das dreimalige *wöuschen*[225] fasst Trümpy zurecht als eindeutiges Indiz dafür auf, dass «der Verfasser ein Zürcher sein muss».[226] Die Inkonsequenzen bezüglich a- und o-Laut bleiben, auch wenn eine leichte Verschiebung in Richtung a-Laut feststellbar ist.[227] Ebenso wie im ersten Kunkelstuben-Gespräch wird für den Diphthong *ei* oft das *ä* verwendet, und auch das häufige Fehlen der Diphthongierung[228] scheint von dort übernommen worden zu sein. Der Verfasser des zweiten Kunkelstuben-Gesprächs hat sich offensichtlich in vielem sprachlich an seine Vorlage angelehnt, konnte jedoch nicht vermeiden, dass sein eigenes zürcherisches Idiom durchschimmerte, was insgesamt zu einer noch stärkeren mundartlichen Uneinheitlichkeit dieses Textes führte.

Damit lässt sich die sprachliche Strategie im zweiten Kunkelstuben-Gespräch folgendermassen beschreiben: Der Autor führt den Dialog weiter, behält die Gesprächspartner bei und verändert unter der Hand lediglich deren Positionen. Zu diesem strategischen Versteckspiel gehört auch, dass er die Sprache des ersten Dialogs weiterführt und möglichst keine Veränderungen vornimmt. Die mundartliche Akzentverschiebung hin zu seinem eigenen zürcherischen Dialekt ist von ihm nicht intendiert, sondern war beim Übernehmen einer Mischsprache, wie sie im ersten Dialog vorliegt, unvermeidlich.

3.2.5 Im Thurgau angekommen: das erste Bechtelistag-Gespräch (TG3)

Der Schweizer Historiker Gottlieb Emanuel von Haller verweist in seiner «Bibliothek der Schweizer Geschichte», deren Band für das 17. Jahrhundert 1787

221 Beispiele: TG1 Z. 5, 25, 29 etc.
222 Beispiele: TG1 Z. 16, 46, 135.
223 Beispiele: *äbe(n)* TG2 Z. 12, 59, 169 (neben *eben* Z. 76, 86); *näbet* TG2 Z. 51, 64 (neben *nebet* Z. 118, 127).
224 Insgesamt 15 x (TG2 Z. 21, 40, 45 etc.).
225 TG2 Z. 24, 90, 207.
226 Trümpy 1955, S. 183.
227 In TG1 steht 23 *Nochber, nochberlich, Nochberschaft* lediglich ein einziges *Nachber* in Z. 21 gegenüber. In TG2 findet sich *Nochber* etc. 6 x und *Nachber* 3 x in den Z. 9, 95, 100.
228 Sehr auffällig in allen Wörtern mit dem Stamm *trüw*: *vertrüwly* z. B. TG2 Z. 1, *trüw* z. B. Z. 25, *trüwen* z. B. Z. 31, *vertrüwlikeit* , z. B. Z. 32.

posthum erschienen ist, auf die «Thurgauer Gespräche». Interessanterweise vermerkt er bei den Kunkelstuben-Gesprächen nichts zu deren Sprache, sondern lediglich beim ersten Bechtelistag-Gespräch scheint ihm das Mundartliche aufgefallen zu sein, und er charakterisiert es als einen «schlecht nachgeahmten Schweizer-Bauren-Dialekt».[229] Als Berner, der seine Kinder-, Jugend- und Studienjahre in Göttingen verbracht hatte,[230] stand ihm das Idiom dieses Dialogs offensichtlich ziemlich fern. Die soziolektale Zuordnung ist ihm wichtiger als eine geografische Bestimmung des Dialekts. Dennoch kann man davon ausgehen, dass gerade der ostschweizerische Ton auf ihn fremd gewirkt haben muss.

«Dieser Dialog stammt von einem katholischen Thurgauer und dürfte in Konstanz gedruckt worden sein.»[231] Der Schlussfolgerung Trümpys, auf die seine knappe sprachliche Analyse des ersten Bechtelistag-Gesprächs hinausläuft, kann man auch deshalb zustimmen, weil bei den dialektalen Merkmalen vieles auf dasselbe hindeutet, was schon in der Interpretation des Dialogs nachgewiesen werden konnte, nämlich dass nach der Aussensicht in den beiden Kunkelstuben-Gesprächen hier nun eine eigentliche Thurgauer Innensicht erfolgt, die so fast nur von einem Insider verfasst worden sein kann. Dennoch sollen Trümpys Beobachtungen noch nachverfolgt und vertieft werden:

– Der Diphthong [ej] wird in etwa der Hälfte der Fälle als *ei*, in der anderen Hälfte als *ai* oder *ay* geschrieben,[232] was auf die Ostschweizer Lautung hindeutet, die dem Hochsprachlichen sehr nahe kommt.

– Bei der auch in diesem Text wieder nicht konsequenten Verdumpfung des mittelhochdeutschen [a:] zu [ɔ:][233] lassen sich Besonderheiten feststellen, die auf den Thurgau verweisen. So findet man die Verdumpfung auch bei sekundärer Dehnung wie etwa in *hond*[234] und *Moon*[235]. Ebenfalls ostschweizerisch ist die Verdumpfung bei «gehen» zu *goon / gohn*[236] – einmal in Verbindung mit der bis heute in der Ostschweiz üblichen Wendung *gohn wachen gohn*[237] – und der Monophthong in *och*[238] für «auch» und in *Globen*[239].

– Typisch ostschweizerisch ist die Form *üs*[240] für «uns», die nach dem Staub'schen Gesetz durch Ausfall des n vor dem Reibelaut s zustande gekommen ist.[241]

– Auch Wortschatz-Eigenheiten weisen in die Ostschweiz, so etwa *nun*[242] für «nur»[243], *morndrig*[244] für

229 Haller 1787, S. 364.

230 Haller, Gottlieb Emanuel von (1735–1786): Haller wurde als ältester Sohn des Universalgelehrten Albrecht von Haller in Bern geboren. Bereits 1736 wurde sein Vater nach Göttingen berufen, von wo die Familie erst 1753 wieder nach Bern zurückkehrte.

231 Trümpy 1955, S. 184.

232 Zum Beispiel Formen des Verbs *meinen*: TG3 Z. 37 *gemeint*, Z. 186 *vermeint*, Z. 188 *meint*; dagegen TG3 Z. 60 *mainst*, Z. 164 *maist*, Z. 196 *mainte*. Mit *ay* finden sich: *layder* TG3 Z. 10, *Aydgnosisch* Z. 42, 55, *Beschaydt* Z. 45, *waysst* Z. 52, 152, 204, *Kayser* Z. 126, 129, *Crayt* Z. 174.

233 Zum Beispiel: TG3 Z. 161, 187 *lassen*, Z. 62, 129 *laan, laat*, Z. 115, 178 *loon, lohn*. Das Titelblatt, das insgesamt stark hochsprachlich wirkt, enthält das Wort *Vnderthanen*, das dann innerhalb des Textes zu *Vnderthonen* (Z. 125, 159) verdumpft wird.

234 Normalerweise wird für das Verb «haben» *haan* verwendet (TG3 Z. 77, 83, 149, 172, 191), das dann in Z. 14 zu *hond* verdumpft wird. Als Analogiebildungen müssen wohl *man hotts* (Z. 158; normalerweise *hatt* Z. 110, 117, 119 etc.) und *Hond* für «Hand» (Z. 11, 39) betrachtet werden.

235 Ungedehnt: TG3 Z. 15, 119 *Mann*; gedehnt: Z. 198 *Maan*; verdumpft: Z. 18 *Moon*, Z. 23 f. *jedermoon*.

236 TG3 Z. 12, 121, 132 *goon*, Z. 91 *gohtt*, Z. 208 f. *hergohn* (Z. 4, 10, 78, 180 *gahn*, Z. 124 *abgehn*).

237 TG3 Z. 12; heutige Form: «go wache goo».

238 TG3 Z. 5, 10, 31 etc.

239 TG3 Z. 180 *Globen*; Z. 208, 210, 212 *Glouben/glouben*; dagegen Z. 116, 210 *glauben*.

240 TG3 Z. 13, 14, 25 etc.

241 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 278 f.

242 TG3 Z. 14, 99, 113, 157, 190.

243 Enderlin 1913, S. 137: Lautlicher Zusammenfall von «nun» und «nur» im oberthurgauischen «no».

244 Vgl. insbesondere Toblers Hinweis auf dieselbe Verwendung von *mörnderig* in Appenzell (SI IV.223).

«morgen», *by gönni*[245] als Beteuerungsformel und ebenso die Form *wir dören*[246] für «wir dürfen».
– Als eigenartige Wortformen fallen auf: *Swytz*[247] für «Schwyz», *Zür, Züre* und *Zürch*[248] für «Zürich» und *Relion*[249] für «Religion».
– Die wenigen Wörter mit fehlender Hiatusdiphthongierung[250] betrachtet Trümpy «als Überreste der alemannischen Schreibtradition».[251]
– Völlig neu sind die alten, typisch schweizerischen Diphthonge *u͡e* und *ü͡e*[252], die man in den Kunkelstuben-Gesprächen vollständig vermisst. Sie weisen auf eine generell stärkere Loslösung von der schriftsprachlichen Schreibtradition hin, was sich in der grösseren Annäherung an eine lautgetreue Verschriftlichung der Mundart manifestiert. Im ersten Bechtelistag-Gespräch kann also von einem geringeren Grad der Heterozentrierung gesprochen werden.
– Das Gleiche gilt für den [ch]-Laut im Anlaut, der in der Althochdeutschen Lautverschiebung in der Schweiz aus dem Verschlusslaut [k] entstanden ist.[253] In den Kunkelstuben-Gesprächen taucht die *ch*-Schreibweise noch überhaupt nicht auf; im Bechtelistag-Gespräch dagegen tritt sie an zahlreichen Stellen neben die *k*-Schreibung.[254]

Mit diesem Befund kann das erste Bechtelistag-Gespräch sprachlich deutlich von den Kunkelstuben-Gesprächen abgegrenzt werden. Zwar sind noch einzelne Einflüsse erkennbar; im Ganzen aber finden wir einen sprachlichen Neuansatz. Der Verfasser knüpft an seinem eigenen Idiom an, das mit Sicherheit in der Nordostschweiz lokalisiert werden kann. Es fehlen höchstalemannische Merkmale, wie sie in den Vorgänger-Gesprächen erkennbar waren. Auch zürcherische Einflüsse lassen sich nicht ausmachen. Damit ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass wir es tatsächlich mit einem Thurgauer Autor zu tun haben. Obschon der Verfasser auf der fiktiven Ebene Jockel und Barthel ihr Gespräch fortsetzen lässt, signalisiert er mit der Änderung des Titels von *Turgöuwische Kunckelstuben* zu *Turgöwischer Bärtelin Feyrtag* einen Neuansatz. Die neue Titelgebung bereitet die Lesenden auf die Thurgauer Innensicht vor, die bezeichnend für diesen Dialog ist und einen Nicht-Thurgauer Verfasser eigentlich ausschliesst. Wir sind damit auch sprachgeografisch dort angelangt, wo die früheren «Thurgauer Gespräche» in ihrer Fiktion hingezielt haben: in der Gemeinen Herrschaft Thurgau.

3.2.6 Das zweite Bechtelistag-Gespräch (TG4)

Es wurde bereits gezeigt, dass die beiden Bechtelistag-Gespräche im Thurgau zu lokalisieren sind und aus der Feder katholischer Schreiber stammen müssen. Die geradezu gegenläufige Tendenz der beiden Dialoge weist sie jedoch mit aller Deutlichkeit als Produkte von zwei verschiedenen Autoren aus.

245 TG3, Z. 56, 110 (SI II.519 kennt nur *bi gönig* im Aargau).
246 TG3 Z. 14.
247 TG3 Z. 26, 33, 35. Die Schreibweise geht vermutlich auf den vordeutschen Ursprung des Namens zurück: Die älteste urkundliche Form (972) lautet «Suites»; die Umschrift des Schwyzer Siegels von 1275 ist «s[igillum] universitatis Swites» (SI IX.2265).
248 TG3 Z. 13, 26, 32, 38, 170.
249 TG3 Z. 43. Diese verkürzte Form findet sich in TG1 neben *Religion*; in TG2 und TG3 ist sie ausschliesslich verwendet.
250 TG3 Z. 42 *Trüwen*, Z. 55 *trülich*, Z. 59, 199 *truwen*; Z. 3, 97 *nüwe*, Z. 61 *nülich*, Z. 123 *buwen*.
251 Trümpy 1955, S. 184.
252 Beispiele: *guet* TG3 Z. 2, 5, 37 etc.; *thuen* Z. 88, 170, 184 etc.; *zue* Z. 36, 40, 46 etc.; *darzue* Z. 12, 54, 60 etc.; *hüeten* Z. 14, *befüegt* Z. 175, *müessen* Z. 177.
253 Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 253.
254 Beispiele für *k*-Schreibung: TG3 Z. 4 *kunst*, Z. 10, 12, 17 etc. *khon*, Z. 24 *khan*, Z. 40, 58 etc. *Krieg*. Beispiele für *ch*-Schreibung: TG3 Z. 36, 114 etc. *choon*, Z. 38 *Charren*, Z. 75, 167 *commen*, Z. 113 *chöndte*.

Der sprachliche Befund bestätigt die geografische Verortung im Thurgau auch für das zweite Bechtelistag-Gespräch. Trümpy weist darauf hin, dass vieles sehr ähnlich ist.[255] Wir haben es auch hier mit einem Text zu tun, der sich in der Schreibung stärker an der mundartlichen Lautung orientiert, als es die Kunkelstuben-Gespräche getan haben, der also bezüglich der Heterozentrierung mit dem Vorgängergespräch vergleichbar ist.

Die Beobachtungen beim ersten Dialog lassen sich weitgehend auch auf diesen zweiten übertragen. In manchem ist der Text sprachlich einheitlicher als das erste Bechtelistag-Gespräch. Die Verteilung der *ai-/ay-* bzw. *ei*-Schreibung ist konsequenter durchgeführt. Während die *ai-/ay*-Variante fast ausschliesslich für alte Diphthonge verwendet wird, die im Thurgau als [aj] gesprochen werden,[256] wird die *ei*-Variante für den unbestimmten Artikel *ein*, das Pronomen *kein* und für wenige sekundär diphthongierte Wörter wie *vnzweifflich*[257], *steiff*[258], *bleibt*[259] eingesetzt, bei denen keine mundartliche Schreibweise vorliegt. Auch die a-Verdumpfung zu o ist nun in diesem Text stringent, einschliesslich der auf die Ostschweiz verweisenden Verdumpfung bei sekundärer Dehnung[260], bei «stehen»[261] und «gehen»[262] und der Monophthongierung des *au* zu *o*, welche hier neben «glauben/Glauben» und «auch» zusätzlich das Wort «Augen»[263] und den Namen «Augustin»[264] betrifft. Einzig das in diesem Dialog so bedeutsame Wort «wahr»[265] ist an keiner einzigen Stelle verdumpft. Vielleicht soll ihm gerade dadurch eine Sonderstellung gegeben werden. Die Bezeichnung für Zürich ist ebenfalls vereinheitlicht zu *Züri*[266]. Das Wort *Relion/Religion* kommt überhaupt nicht mehr vor. Es ist durch *Globen* ersetzt. Damit wird auch sprachlich verstärkt, was in der Interpretation des Dialogs schon gezeigt werden konnte, nämlich dass der theologische Aspekt dem politischen vorgeordnet wird. Ferner treffen wir auch wieder Wörter an, die deutlich in die Ostschweiz verweisen, so etwa *by gönni*[267], *gär*[268] für «gar», *sust*[269] für «sonst», *nünt*[270] für «nichts» und *döre*[271] für «dürfen».

Die grosse sprachliche Ähnlichkeit der beiden Bechtelistag-Gespräche weist mit Sicherheit darauf hin, dass es sich bei ihren Verfassern um Thurgauer Autoren handelt. Die Druckgestaltung und die identischen Drucktypen zeigen zudem, dass sie in derselben Offizin gedruckt wurden. Dass auch das zu einer relativen Einheitlichkeit in der sprachlichen Gestaltung geführt hat, liegt in einer Zeit, in der gerade Druckereien sich um gewisse sprachliche Normierungen zu bemühen begannen, auf der Hand.

255 Trümpy 1955, S. 185.
256 Beispiele: TG4 Z. 50, 163 *Stein*, Z. 62, 64 etc. *mainen*, Z. 6, 170 *Thayl*, Z. 39, 70 etc. *Ayd*.
257 TG4 Z. 80, 119.
258 TG4 Z. 181.
259 TG4 Z. 196.
260 TG4 Z. 15, 56, 66 etc. *hond*.
261 TG4 Z. 68, 87, 98 etc. *stoht*.
262 TG4 Z. 132, 146 *goon*.
263 TG4 Z. 193 *Ogen*, Z. 89 *Ogenspiegel*.
264 TG4, Z. 94, 140, 149 *Ogostin*.
265 TG4 Z. 80, 94, 119 etc. *wahr*.
266 TG4 Z. 43, 64, 67 etc.; einzig in Z. 69, die zu einem Zitat aus dem Zweiten Landfrieden gehört, und an zwei weiteren Stellen (Z. 83, 111) findet sich die nichtmundartliche Form *Zürich*.
267 TG4 Z. 13, 02 (vgl. TG3 Z. 56, 110).
268 TG4 Z. 20, 192.
269 TG4 Z. 13.
270 TG4 Z. 46; vgl. Christen/Glaser/Friedli 2010, S. 46 f.
271 TG4 Z. 125, 151 (vgl. SI XIII.1513 f.).